

Universität Augsburg  
Philosophisch-Sozialwissenschaftliche Fakultät  
Lehrstuhl: Soziologie mit Berücksichtigung der Sozialkunde  
Sozialwissenschaften B.A.  
SS 2013

## Bachelorarbeit

Thema:

Commoning im urbanen Gemeinschaftsgarten –  
Der Garten als Erprobungsraum für ein anderes Miteinander

Verfasserin: Bernadette Heilgemeir  
Adresse: Professor-Messerschmitt-Str. 22 in 86150 Augsburg  
Matrikelnummer: 1113050  
E-Mail: nellyheilgemeir@web.de

Erstkorrektur: Prof. Dr. Werner Schneider  
Zweitkorrektur: PD Dr. Carola Schmid

Ort und Datum der Abgabe: Augsburg, 24.06.2013

*„Was also ist ein Garten? Ein Ort des Wachstums, der Begegnung, des Lernens. Ein Ort für Menschen, Pflanzen, Tiere. Eine Einladung, die Stadt- und die Gesellschaft; doch, so hoch darf man ruhig mal greifen – neu zu denken.“<sup>1</sup>*

---

<sup>1</sup> Rasper, M. (2012): Vom Gärtnern in der Stadt – Die neue Landlust zwischen Beton und Asphalt. München, Oekom. Seite 48.

# Inhaltsverzeichnis

|   |           |
|---|-----------|
| <b>Abbildungsverzeichnis.....</b>   | <b>IV</b> |
| <b>1 Einleitung.....</b>  | <b>1</b>  |
| <b>2 Urban Gardening, ein modernes Phänomen.....</b>  | <b>3</b>  |
| 2.1 Urban Gardening kurz erklärt.....   | 3         |
| 2.2 Wahrnehmung des Phänomens in den Medien .....   | 5         |
| 2.3 Urban Gardening in der (Sozial-)wissenschaftlichen Literatur .....                      | 7         |
| <b>3 Urban Gardening und die Nebenfolgen der Moderne.....</b>                               | <b>9</b>  |
| 3.1 Die Theorie der reflexiven Modernisierung.....  | 9         |
| 3.2 Die soziale und politische Funktion urbaner Gärten:<br>Ein geschichtlicher Abriss ..... | 13        |
| <b>4 Idee I – Gemeinschaft.....</b>   | <b>17</b> |
| 4.1 Inklusion und Community .....   | 17        |
| 4.2 Kommen und Gehen – eine posttraditionale Gemeinschaft .....                             | 20        |
| 4.3 Forum für Gemeinschaft und Individualität.....  | 22        |
| <b>5 Idee II – Der Garten als Gemeingut .....</b>   | <b>25</b> |
| 5.1 Überblick über die Theorie der „Commons“.....   | 25        |
| 5.2 Die „Tragik der Allmende“ .....   | 28        |
| 5.3 Zwischenfazit: Das moderne Individuum als Commoner .....                                | 32        |
| <b>6 Idee III - „Gärtnern heißt Lernen“.....</b>  | <b>36</b> |
| 6.1 Jenseits starrer Strukturen und Denkmuster, Handlungsalternativen .....                 | 36        |
| 6.2 Kreativer Dilettantismus.....   | 39        |
| 6.3 Alte Gewohnheiten .....   | 40        |
| <b>7 Ausblick: Urban Gardening - eine Modeerscheinung? .....</b>                            | <b>42</b> |

|           |   |             |
|-----------|---|-------------|
| <b>8</b>  | <b>Fazit: Auf dem Weg zu einem anderen Miteinander? .....</b> | <b>44</b>   |
| <b>9</b>  | <b>Quellenverzeichnis .....</b>                               | <b>VII</b>  |
| <b>10</b> | <b>Anhang .....</b>   | <b>XIII</b> |

# Abbildungsverzeichnis

|  |     |
|--|-----|
| Abbildung 1: „Gartendeck“ im Hamburger Stadtteil St. Pauli .....   | 4   |
| Abbildung 2: Der Gemeinschaftsgarten Tempelhofer Feld auf dem ehemaligen Flughafen<br>Berlin Tempelhof ..... | 4   |
| Abbildung 3: Umzug von „Rosa Rose“ .....   | 5   |
| Abbildung 4/ Anhang: Designprinzipien für gelingende Gemeingüter.....  | XIV |
| Abbildung 5/ Anhang: Tabelle - primäre/sekundäre/tertiäre Vereinigungen.....                                 | XIV |

---

# 1 Einleitung

„Ein Gespenst geht um in Europa“ – so schreibt es Martin Rasper im Prolog seines Buches „Vom Gärtnern in der Stadt“. Es handele sich um ein „fröhliches buntes Gespenst mit Dreck unter den Fingernägeln“ – es ist, der „neue Gärtner“.

Schnell wird klar, Urban Gardening ist hipp und bunt und grün und kreativ – und verleitet viele Autoren aus Medien und Wissenschaft zu begeisterten Erzählungen. In bunten Metaphern und Adjektiven versuchen sie, ein Bild der neuen Gartenbewegung zu zeichnen. Der Enthusiasmus ist verständlich, schließlich klingt Urban Gardening wie ein Märchen, „von der Grünen Lust der Städter“ und ihrem „archaischen Vergnügen, zu pflanzen und zu säen“.<sup>2</sup> Der Berliner Prinzessinnengarten passt nur zu gut ins Bild, nicht nur auf Grund des Namens: Dort „hackt, rupft und wühlt die ganze Nachbarschaft.“<sup>3</sup>

Die Frage stellt sich: Warum tut die Nachbarschaft das alles, warum hackt und wühlt sie und macht sich schmutzig – wenn der nächste Supermarkt gleich nebenan liegt?

Die vorliegende Arbeit versucht der Faszination des Phänomens Urban Gardening auf die Spur zu kommen, - wissenschaftlich und ohne allzu viele kreative Adjektive.

Urban Gardening vereint viele alte und neue Ideen – Gemeinschaft, Bürgergesellschaft, ökologische Nahrungsmittelproduktion und kleinteilige Landwirtschaft. Der alte Gemeingutgedanke erlebt unter den Namen „open source“ und „Commons“ eine Renaissance.<sup>4</sup>

Insgesamt scheint es bei Urban Gardening aber um das übergeordnete Ziel eines anderen Miteinanders zu gehen – wie immer dieses auch aussehen mag.

*„Der Garten ist ein Biotop im doppelten Sinne. Hier kann ein anderes soziales Miteinander ausprobiert werden auf dem Weg zu einer gerechteren Welt“*

Die Erprobung und Ausgestaltung dieses „anderen“ Miteinanders ist bislang nicht ganz klar, es existieren Ansätze und Ideen – aber kein Gesamtkonzept. Neben Gemeinschaft und der Orientierung auf eine Gemeingüterökonomie ist „Lernen“ daher die dritte Leitidee des Urban Gardening. Die vorliegende Arbeit beschreibt alle drei Ideen – sie sind wie Stufen auf dem Weg zu einem anderen Miteinander. Der Garten ist dabei der Ort – das Labor - in dem diese Ideen umgesetzt und erprobt werden können.

---

<sup>2</sup> Vgl. Rasper, M. (2012): Vom Gärtnern in der Stadt – Die neue Landlust zwischen Beton und Asphalt. München, Oekom. Umschlag.

<sup>3</sup> Schröder D.: Urban Farming: Grüner wird's nicht. In Spiegel online, 07. 06.2010.

<sup>4</sup> Sogar die CeBIT 2013 stand unter dem Leitthema „Shareconomy“ – Teilen statt Haben. Von Seiten der Messe heißt es hierzu, „[d]as Leitthema der CeBIT 2013 fokussierte tiefgreifende gesellschaftliche, aber auch wirtschaftliche Veränderungen.“

---

Zunächst wird kurz erklärt, was Urban Gardening überhaupt ist und welche spezifische Form des Urban Gardening für die vorliegende Arbeit relevant ist. Weiterhin wird beleuchtet, wie die Medien das Phänomen aufnehmen und welche wissenschaftliche Würdigung es erfährt.

Abschnitt 3. befasst sich damit, warum Urban Gardening ein typisches Phänomen der reflexiven Moderne ist. Zentral ist die These von den Nebenfolgen der Moderne. In Bezug auf den urbanen Gemeinschaftsgarten betrifft dies insbesondere die Ambivalenz zwischen Gemeinschaft und Individualität.

In den Abschnitten 4. und 5. wird dann zunächst auf die Idee der Gemeinschaft näher eingegangen, schließlich wird der inklusive Gedanke im Gemeinschaftsgarten hoch gehalten. Die „soziale Funktion“ von Gärten ist jedoch keine moderne Erfindung, wie ein Blick auf die Historie städtischer Gärten zeigt.

Commons als „alternative“ Form des Zusammenlebens und Wirtschaftens werden immer wieder, auch in der wissenschaftlichen Diskussion, thematisiert. Bekannteste Vertreterin der Commons-Theorie ist Elinor Ostrom. In Deutschland hat sich insbesondere die Heinrich Böll Stiftung der Commons-Forschung verschrieben und bereits einige Sammelbände zur Thematik beigetragen. Dabei werden auch die urbanen Gemeinschaftsgärten als Commons verortet.

Es folgen einige kritische Überlegungen dahingehend, ob eine Commons-idee bzw. Gemeinwohlökonomie vor dem Hintergrund von Individualisierung und neuen Formen der Vergemeinschaftung überhaupt Bestand haben kann, wobei die Ergebnisse in einem Zwischenfazit zusammengefasst werden.

Auf das Zwischenfazit folgt der zweite, kürzere Teil der Arbeit. Er befasst sich mit dem Garten als Lern- und Erprobungsraum.

Abschnitt 6.1 wirft einen genaueren Blick auf die Struktur im Gemeinschaftsgarten, welche ihn zu einem besonderen Lernort macht. Das Kapitel über kreativen Dilettantismus beschreibt die Art, wie im Gemeinschaftsgarten gearbeitet wird, mit anderen Worten, „Dinge angepackt“ werden. Wie nötig Handlungsalternativen sind, um aus „alten Gewohnheiten“ auszubrechen, zeigt Abschnitt 6.3.

Im Ausblick stelle ich mir schließlich die Frage, ob Urban Gardening nur ein Modephänomen ist, oder ob sich Anzeichen für einen längerfristigen Bestand finden lassen.

Nähere Informationen zur verwendeten (wissenschaftlichen) Literatur und dem aktuellen Forschungsstand zum Thema bieten die Unterpunkte 2.2 und 2.3.

---

## **2 Urban Gardening, ein modernes Phänomen**

Was ist Urban Gardening – welche Formen lassen sich voneinander abgrenzen? 2.1 erklärt die Ausprägungsformen des Urban Gardening und beschreibt wie ein urbaner Gemeinschaftsgarten aussieht. Die Abschnitte 2.2 und 2.3 liefern einen Überblick über die Präsenz des Phänomens in den Medien, sowie in der Wissenschaftlichen Literatur (2.3). Die beiden Abschnitte geben des weiteren Auskunft über die in der vorliegenden Arbeit verwendeten Quellen.

### **2.1 Urban Gardening kurz erklärt**

Urban Gardening ist ein Sammelbegriff für sämtliche Formen des Gärtnerns in der Stadt. Darunter fallen nicht nur der urbane Gemeinschaftsgarten und Guerilla Gardening<sup>5</sup>, sondern auch vertical Farming auf dem Balkon<sup>6</sup>, Kinderbauernhöfe<sup>7</sup>, Cityfarmen, interkulturelle<sup>8</sup>- und Selbsterntegärten<sup>9</sup>. Die Begrünung von Baumscheiben sowie der Schrebergarten lassen sich ebenfalls unter den modernen Begriff des Urban Gardening fassen. Hierzu wird „Urban Farming“ häufig als synonyme Begriff gebraucht.

Der urbane Gemeinschaftsgarten ist also nur ein Teil eines komplexen und vielschichtig ausgeprägten Urban Gardening-Phänomens. Der Begriff „Gemeinschaftsgarten“ ist eine Übersetzung des englischen „community garden“, wobei häufig auch die Übersetzung „Nachbarschaftsgarten“ gebraucht wird. Die vorliegende Arbeit legt sich aber auf den Begriff des „Gemeinschaftsgartens“ fest, da dieser sämtliche Formen gemeinschaftlich betriebener Gärten (Nachbarschaftsgärten, interkulturelle Gärten etc.) mit einschließt.

---

<sup>5</sup> Unter Guerilla Gardening versteht man die offene Protestform des Urban Gardening. Akteure bepflanzen illegal Grünstreifen u.ä., die Aktionen werden jedoch häufig von der Stadt geduldet.

<sup>6</sup> Balkonbesitzer sind dazu übergegangen, auf ihrem Balkon Nutzpflanzen anzubauen. In zahlreichen Ratgebern wie „Der Selbstversorger Balkon: Frisch ernten und genießen“ und „Gärtnern ohne Garten“ finden sich Tipps für den eigenen Garten auf dem Balkon. Für Pflanzwillige ohne Balkon gibt es sogar „window farming“.

<sup>7</sup> Kinderbauernhöfe gehen in Richtung Streichelzoo mit Gartenanschluss. Häufig steht ein ausgeprägtes sozialpädagogisches Konzept dahinter.

<sup>8</sup> Interkulturelle Gärten legen besonderen Wert auf Integration und gelebte Interkulturalität. Gerade in sozialen Brennpunkten werden solche interkulturellen Gärten errichtet.

Derzeit gibt es etwa 110 sogenannte interkulturelle Gärten (Stand: 2010) (vgl. Müller:2011: 32).

<sup>9</sup> Das Selbsterntegarten-Konzept: Ein Landwirt bestellt eine Fläche, diese wird dann in Parzellen unterteilt und Interessierten gegen eine Pacht zur Ernte und Pflege für eine Saison übergeben. Häufig wird dieses Konzept als besonders geeignet für Anfänger beschrieben, da die Pflanzen bereits ausgesucht und gesetzt sind und Pächter nur noch für die Pflege verantwortlich sind.

---

---

Einer der berühmtesten deutschen Gemeinschaftsgärten ist der Prinzessinnengarten in Berlin, welcher im Sommer 2009 auf einer zuvor ungenutzten Brachfläche am Berliner Moritzplatz entstand.

Freiwillige befreiten den Platz von Müll und begannen mit dem Aufbau eines Nutzgartens. Da die Fläche weiterhin der Stadt gehört und der Garten nur als befristete Übergangslösung gedacht ist, wie es bei vielen Gardening Projekten der Fall ist, wird der Garten mobil angelegt. Pflanzen werden daher nicht direkt in den Boden, sondern in Gefäße, wie Kisten, Säcke und sonstige vorhandene Materialien gepflanzt.



Abbildung 1: „Gartendeck“ im Hamburger Stadtteil St. Pauli

Ein weiterer Grund für dieses Vorgehen ist die hohe bzw. ungeklärte Schadstoffbelastung der Böden, wie es beispielsweise auf dem Tempelhofer Feld der Fall ist, dem zweiten großen Urban Gardening Projekt in Berlin.



Abbildung 2: Der Gemeinschaftsgarten Tempelhofer Feld auf dem ehemaligen Flughafen Berlin Tempelhof

---

Die Gemeinschaftsgärten stehen grundsätzlich jedem Freiwilligen offen. Die Art der Bewirtschaftung ist unterschiedlich geregelt. Einige Gärten bieten parzellierte Flächen zur privaten Bewirtschaftung an, häufig kombiniert mit einer gemeinschaftlich zu nutzenden Fläche. Dies ist insbesondere in den sogenannten „interkulturellen Gärten“ der Fall.

Beim Garten Projekt „o’pflanzt is“ in München wird hingegen die gesamte Fläche gemeinsam und gemäß des Allmende-Prinzips bewirtschaftet (vgl. 5.1).

Viele Gärten bieten zudem „Zusatzaktivitäten“ wie Freiluftküchen, Workshops und Maßnahmen zur Umweltbildung an, beispielsweise zum Thema Nachhaltigkeit und gesunde Ernährung.

## **2.2 Wahrnehmung des Phänomens in den Medien**

Urban Gardening – ein modernes Märchen? Auf jeden Fall eine Erzählung mit Unterhaltungswert, eine Erzählung von einer bunten, unangepassten Welt – die sich in Wort und Bild wunderbar festhalten lässt. Kein Wunder, dass sich inzwischen eine Reihe von Zeitungsartikeln, aber auch einige Fernseh- und Radiobeiträge finden, die über das Phänomen berichten.

Als der Prinzessinnengarten am Berliner Moritzplatz auf Grund eines Bauvorhabens geschlossen werden sollte, ging ein Aufschrei durch die Medien. Alle interessierten sich plötzlich für die Belange des Gemeinschaftsgartens. Ein anderer Berliner Garten, die „Rosa Rose“, hatte weniger Glück als der Prinzessinnengarten und musste weichen. In einer spektakulären, von den Medien begleiteten Aktion zog der Garten schließlich um.



Abbildung 3: Umzug von „Rosa Rose“

---

In der Berliner Lokalpresse wurde damals mehrmals über „Rosa Rose“ berichtet. Die Berliner Zeitung schrieb, „[a]us dem Garten wird jetzt Bauland“ und einen Tag später „Baubeginn unter Polizeischutz“. Das Berliner Abendblatt titelte „[k]eine Chance für Rosa Rose“. Die taz berichtete „[d]ie ‚Rosa Rose‘ geht ins Exil“.<sup>10</sup>

Der berühmteste Berliner Gemeinschaftsgarten, der Prinzessinnengarten, unterhält ebenfalls ein umfangreiches Pressearchiv. Die Initiatoren des Gartens sprechen dort von weit über 400 Medienberichten über Urban Gardening und den Prinzessinnengarten.

Beispielsweise berichtete das Bayerische Fernsehen über das Projekt „o’planzt is“ und im ZDF Nachtstudio gab es im April 2012 eine Diskussionsrunde zum Thema „Urban Gardening – Die grüne Zukunft der Städte?“ Zu Gast war u. a. die Urban Gardening-Expertin und Soziologin Christa Müller. Die Zeitung „Die Zeit“ widmete Urban Gardening im Mai 2011 sogar eine Themenwoche.

Die politische Seite des Urban Gardening wird von den Medien durchaus erkannt und benannt. Der Fokus schreibt beispielsweise, „[e]s geht um mehr als Tomaten. Es ist ein politischer Akt.“

In der Medienberichterstattung wird Urban Gardening häufig als „Bewegung“ betitelt. In der Zeit heißt es, „Bauern hinter Mauern – Urban Farming ist zu einer globalen Bewegung geworden.“<sup>11</sup> Der Fokus schreibt, „[d]ie Urban Gardening-Bewegung pflanzt mit jedem Setzling ein Zeichen.“<sup>12</sup> Die Autorin eines Artikels der Süddeutschen Zeitung hingegen ist unsicher und fragt sich: „(e)ine neue soziale Bewegung gar?“<sup>13</sup>, ohne aber die aufgeworfene Frage im Laufe des Artikels zu beantworten. Häufiger noch wird einfach von einem Trend gesprochen. Die Welt spricht von einem „großen Trend“<sup>14</sup>, Herbert Hackl vom Bayerischen Fernsehen von einem „Mega-Trend auf Balkon und Terrasse“<sup>15</sup>.

Der Grundton der Berichterstattung ist dabei meistens positiv, mitunter sogar euphorisch. Im Internet gibt es zudem eine Reihe von Bloggs zu den Themen Urban Gardening, Gemeinschaftsärten und gärtnern in der Stadt allgemein. Die Gemeinschaftsgärten selbst unterhalten eine teils sehr umfangreiche Homepage, über die sich die Mitglieder organisieren.

---

<sup>10</sup> Vgl. Pressearchiv des Gemeinschaftsgartens Rosa Rose, Titel teils nicht mehr verfügbar.

<sup>11</sup> Thiele C.: Urban Farming: Bauern hinter Mauern. In Zeit online, 21.10.2011.

<sup>12</sup> Fleisch, H.: Wie man mit Tomaten den öffentlichen Raum zurückerobert. In Fokus online, 02.05.2013.

<sup>13</sup> Thomma, N.: Robert Shaw: früher Regisseur und Videokünstler, heute Gärtner. [...], in SZ Magazin Heft 48/2011.

<sup>14</sup> Aldenhoff, K.: Ein Gemüsegarten für alle – mitten in der Stadt. In „Die Welt“, 15.05.13.

<sup>15</sup> Hackl, H.: Urban Gardening – Der Mega-Trend auf Balkon und Terrasse“. BR.de, 09.07.2012.

---

---

### **2.3 Urban Gardening in der (Sozial-)wissenschaftlichen Literatur**

Über die Begeisterung der Wissenschaft am Phänomen des Urban Gardening lässt sich noch keine genaue Diagnose stellen. Das bislang umfassendste Werk, ein Sammelband zum Thema, erschien 2011. Herausgeberin ist die Münchener Soziologin Christa Müller. Unter dem Titel „Urban Gardening – Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt“ sind Beiträge von 22 Autoren aus verschiedenen Fachrichtungen versammelt. Darunter finden sich einige mit soziologischem bzw. sozialwissenschaftlichem Hintergrund. Dazu zählen u.a. die Autorinnen Cordula Kropp<sup>16</sup>, Elisabeth Meyer-Renschhausen<sup>17</sup>, Karin Werner und Christa Müller. Die Autorinnen beschreiben die besondere Struktur der urbanen Gärten, („Gärten sind Räume eigenen Typs“<sup>18</sup>) und ihr Potenzial, Veränderungen in Gang zu bringen, „Dinge [werden] kreativ umgedeutet und neu ins Verhältnis gesetzt“<sup>19</sup>. (vgl. ausführlich 6.1/6.2).

Urban Gardening ist in Wissenschaftskreisen angekommen, wenngleich die Autorenschaft noch relativ überschaubar ist, ebenso die Zahl der Beiträge. Erwähnung findet das Phänomen in einem Paper des Wuppertal Instituts zum Thema „Welche Rolle können Commons in Transformationsprozessen hin zur Nachhaltigkeit spielen?“ Urban Gardening gilt hier als vielversprechendes Projekt, von dem viele Impulse zur Nachhaltigkeit ausgehen.

Von Martin Rosol stammt eine Dissertation zum Thema, „Gemeinschaftsgärten in Berlin“. Er setzt sich empirisch u.a. mit den Motiven der Gemeinschaftsgärtner auseinander.

Eine Reihe von Autoren ordnet Urban Gardening (das gesamte Phänomen inklusive der Gemeinschaftsgärten) den Stellenwert einer sozialen Bewegung<sup>20</sup> zu. Elisabeth Meyer-Renschhausen verortet Urban Gardening als eine „neue soziale Bewegung, die nachhaltige

---

<sup>16</sup> Professorin für angewandte Sozialwissenschaften, München.

<sup>17</sup> Privatdozentin für allg. Soziologie, Freie Universität Berlin.

<sup>18</sup> Werner, K. (2011): Eigensinnige Beheimatungen – Gemeinschaftsgärten als Orte des Widerstands gegen die neoliberale Ordnung. In Müller, C. (Hg.): Urban Gardening – Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt. München, oekom. Seite 59.

<sup>19</sup> Müller C. (2011): Urban Gardening. Grüne Signaturen neuer urbaner Zivilisation. In Müller, C. (Hg.): Urban Gardening – Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt. München, oekom. Seite 40.

<sup>20</sup> Eine Soziale Bewegung ist nach einer Definition von Joachim Raschke „ein mobilisierender kollektiver Akteur, der mit einer gewissen Kontinuität auf der Grundlage hoher symbolischer Integration und geringer Rollenspezifikation mittels variabler Organisations- und Aktionsformen das Ziel verfolgt, grundlegenden Wandel herbeizuführen, zu verhindern oder rückgängig zu machen.“

---

Lebensstile ausprobiert und inmitten der Städte eine Ernährungsreform von unten einleitet.“<sup>21</sup> Christa Müller spricht von einer „neuen Gartenbewegung.“<sup>22</sup>

Für die Analyse verwendet habe ich zudem die Bücher „Das ist Urban Gardening“ von Karen Meyer-Rebentisch und „Vom Gärtnern in der Stadt“ von Martin Rasper. Beide beschreiben das Phänomen und werten auch mit einigen analytischen Ansätzen und Verortungen auf.

Da das Gemeingut der Ökonomie zu den zentralen Ideen der Gemeinschaftsgärten gehört, wurde auch Literatur verwendet, welche sich mit der „Commons“-Idee (vgl. 5) befasst. Besonders umfassend ist dabei der Sammelband „Commons – Für eine neue Politik jenseits von Markt und Staat“<sup>23</sup>, herausgegeben von Silke Helfrich und der Heinrich Böll Stiftung.

---

<sup>21</sup> Meyer-Renschhausen, E.: Urbanes Ackern – Die Rückkehr von Gemüseanbau und Selbstversorgung in den Städten. In: Kritischer Agrarbericht 2010.

<sup>22</sup> Müller, C. (2012): Reiche Ernte im Gemeinschaftsgarten. In: „Helfrich, S./Heinrich-Böll-Stiftung (Hg.)“: Commons – Für eine neue Politik jenseits von Markt und Staat. Bielefeld, transcript. Seite 268.

<sup>23</sup> Ole Reißmann von „Spiegel online“ urteilt in einer Buchbesprechung, - „‘Commons‘: Lesebuch für Linke Euphoriker“.

---

---

### **3 Urban Gardening und die Nebenfolgen der Moderne**

In New York entstanden in den 70er Jahren des vergangenen Jahrhunderts die sogenannten Community Gardens. Sie dienten als „sozialer Kitt“<sup>24</sup> gegen verfallende Nachbarschaften. Urbane Gärten leisten seit ihrer Entstehung im 18. Jahrhundert einen Ausgleich für die unangenehmen Folgen von Modernisierungs- und Industrialisierungsprozessen.

Zunächst gibt Abschnitt 3.1. einen kurzen Einblick in die Theorie vom reflexiv werden der Moderne, schließlich entstehen und entwickeln sich die neuen urbanen Gärten unter dem Eindruck dieses Prozesses. Abschnitt 3.2. beleuchtet dann die soziale Funktion urbaner Gärten im Laufe ihrer langen Geschichte

#### **3.1 Die Theorie der reflexiven Modernisierung**

Seit den 1970er Jahren ist etwas im Gange, was Ulrich Beck als Epochenbruch innerhalb der Moderne bezeichnet. Dieser Epochenbruch stelle den Übergang von der ersten Moderne in eine zweite Moderne (auch reflexive Moderne genannt) dar. Lange Zeit galten Errungenschaften der ersten Moderne, wie Wirtschaftswachstum und technischer Fortschritt als unantastbar. Immer deutlicher zeigten sich aber die „Nebenwirkungen“ dieser Errungenschaften.

*„Mit ihr [der ökologischen Frage] werden Basisprämissen europäischen Denkens- und Handelns fragwürdig: die Vorstellungswelt des grenzenlosen Wachstums, die technische Fortschrittsgewissheit, die Gegenüberstellung von Natur und Gesellschaft.“<sup>25</sup>*

Zentraler Wendepunkt für Ulrich Beck ist der Reaktorunfall in Tschernobyl im Jahre 1986. Eine vermeintlich sichere Technologie, welche die Stromversorgung der Zukunft gewährleisten sollte, wurde plötzlich – für die ganze Welt erfahrbar – zum Risiko für das eigene Leben, die eigene Gesundheit.

Von nun an stand nicht mehr nur die Frage des Nutzens der Atomkraft im Vordergrund. Man fing an, deren Schaden und Risiko zu diskutieren. In der Theorie reflexiver Modernisierung wird der mögliche Schaden – hier die radioaktive Verseuchung – als „Nebenfolge“ bezeichnet.

---

<sup>24</sup> Schröder, D.: Urban Farming: Grüner wird's nicht. In Spiegel online, 07. 06.2010.

<sup>25</sup> Beck, U. / Giddens, A. / Lash, S. / Rang, P. (1996): Reflexive Modernisierung. Eine Kontroverse. Frankfurt am Main, Suhrkamp. Seite 20.

---

Nebenfolgen entstehen, wie am Beispiel der Atomkraft besonders eingängig deutlich wird, im „Windschatten“ des Erfolgs und werden häufig erst spät erkannt. Im Falle der Atomkraft heißt dies, dass die Technologie im Zuge des Reaktorunfalls von Tschernobyl „begründungspflichtig wurde“<sup>26</sup>. Wirtschaftswachstum teilt insoweit das „Schicksal“ der Atomkraft, dass es zunehmend, insbesondere seit der Bankenkrise von 2009, begründungspflichtig werde.<sup>27</sup> Trotzdem werde weiter an der Basisprämisse des Wachstums festgehalten. Andererseits versuche man, die unangenehmen und zerstörerischen Nebenfolgen zu mildern, die sich zunehmend bemerkbar machten. Ein Erfolgsmodell zeige immer deutlicher seine Schattenseiten.<sup>28</sup> Dies könnten Anzeichen für einen Prozess des Übergangs sein. Am Alten werde weiter festgehalten, aber die Schwächen überstiegen zunehmend den Nutzen.

Die Nebenfolgen beginnen die Grundlagen der ersten Moderne in Frage zu stellen<sup>29</sup> - mit anderen Worten, die Widersprüche der Moderne treten zu Tage, der Fortschrittsoptimismus ist gebrochen. Im Zusammenhang mit technischem Fortschritt spricht man hier auch vom „Bummerangeffekt.“<sup>30</sup>

Die Institutionen, der „Konsens“ einer Gesellschaft, gerieten unter Druck, schließlich passen sie bzw. die von ihnen ausgehenden Erwartungen nicht mehr zu den individuellen Lebenslagen. Ein Wandel der Basisprämissen führe in der Folge (schrittweise) zu einer Änderung der Basisinstitutionen, bis diese an die neuen Anforderungen angepasst seien. Historisch beispiellos sei, wie das Basisprinzip der individuellen Autonomie das deutsche Recht (z. B. im Familienrecht) verändere.<sup>31</sup>

Pluralität, Ungewissheit und Ambivalenz werden zu zentralen Begrifflichkeiten der reflexiven Moderne. Die Frage die sich hieraus stellt ist, ob schließlich alles in einem großen Disaster – im Sinne der Auflösung aller bekannten Strukturen – endet.

Im Gegensatz zu einigen pessimistischen Theorien der Postmoderne glauben Autoren wie Beck und Giddens, es nicht mit einem Ende, sondern mit einem Wandel zu tun zu haben. Ulrich Beck beschreibt die Moderne als „Gewißheitsfabrik“<sup>32</sup>, welche ihre eigenen

---

<sup>26</sup> Ebd.

<sup>27</sup> Vgl. Miegel, M. (2010): Exit - Wohlstand ohne Wachstum. Berlin, Propyläen. Seite 242 f.

<sup>28</sup> Vgl. ebd. Seite 241 f.

<sup>29</sup> Vgl. ebd.

<sup>30</sup> Radermacher, J. (2004): Die Wiederentdeckung der Langsamkeit – Franz Josef Radermacher über den Bumerangeffekt des technischen Fortschritts. In Grosz, A. / Witt J. (Hg.): Living at work. München, Hanser. Seite 94 f.

<sup>31</sup> Vgl. Beck, U. (2007): Weltrisikogesellschaft – Auf der Suche nach der verlorenen Sicherheit. Frankfurt, Suhrkamp. Seite 391.

<sup>32</sup> Ebd. Seite 391. (sic!)

---

Gewissheiten auflöse, gleichzeitig aber mit der Etablierung neuer beginne<sup>33</sup>, welche besser an die Anforderungen der zweiten Moderne angepasst seien.<sup>34</sup> Dies bedeute jedoch nicht, dass alte Strukturen einfach durch neue ersetzt würden, wie es in anfänglichen Annahmen der Theorie reflexiver Modernisierung noch hieß. Das Neue trete nicht in „reiner Form“<sup>35</sup> auf, sondern „in unterschiedlichen, vielfältigen Konfigurationen“. Dabei komme es vor, dass auch „scheinbar überholte Strukturen Aktualität erlangten und im Rahmen des ‚sowohl als auch‘ zu typischen Erscheinungsformen der reflexiven Moderne werden könnten.“<sup>36</sup> Wenn Verfall als Chance begriffen werde, erwachse daraus eine „Gründerzeit“<sup>37</sup>, in der innovative Projekte wie urbane Gemeinschaftsgärten entstünden.

Was bedeutet all dies für die Akteure im urbanen Gemeinschaftsgarten und das Phänomen des Urban Gardening an sich? Zunächst stehen alle Mitwirkenden unter dem Eindruck der Nebenfolgen der ersten Moderne, wie „Risiken, Gefahren, Individualisierung, Globalisierung“<sup>38</sup>. Das Engagement im Gemeinschaftsgarten kann daher als Reaktion auf die Nebenfolgen der Moderne begriffen werden. Cordula Kropp unterscheidet „städtische Gärten der Industriemoderne von den neuen urbanen Gärten“. Die neuen urbanen Gärten (seit 1970) verortet sie im Kontext globaler ökonomischer und ökologischer Krisen und dem prekär werden der Erwerbsarbeit. Urbane Gärten stellen aus ihrer Sicht die Gewissheiten des entweder oder der Industriemoderne in Frage und ziehen viele neue Misch- und Reflexionsformen nach sich.

Viele Menschen, die im Gemeinschaftsgarten mitarbeiten, setzen sich mit Selbstverständlichkeiten der ersten Moderne auseinander. Durch ihr Handeln ergreifen sie den Versuch, einigen Entwicklungen gegenzusteuern. Dies ist die politische Seite des Urban Gardening.<sup>39</sup> Ein Gemeinschaftsgarten ist ein sehr heterogener Ort, voller Ambivalenzen und Unsicherheiten. Die Gärtner müssen sich mit ihnen Auseinandersetzen um den Garten am Laufen zu halten. Cordula Kropp glaubt, die moderne Angst vor Ambivalenz werde im Gemeinschaftsgarten überwunden.<sup>40</sup>

---

<sup>33</sup> Vgl. ebd.: Seite 348.

<sup>34</sup> Vgl. ebd.: Seite 391.

<sup>35</sup> Beck/ Giddens/ Lash/ Rang: 1996: Seite 32.

<sup>36</sup> Ebd. Seite 32 f.

<sup>37</sup> Beck U. (2004): *Schöne neue Arbeitswelt – Ulrich Beck über die politische Ökonomie der Unsicherheit.* In Grosz, A. / Witt J. (Hg.): *Living at work.* München, Hanser.

<sup>38</sup> Ebd. Seite 40.

<sup>39</sup> Wie bereits angesprochen, kommen andere nur aus Freude an der Gartenarbeit in den Garten. Zumindest der Wunsch, dieses in Gemeinschaft zu tun, schwingt aber meistens mit.

<sup>40</sup> Vgl. Kropp: 2011: Seite 84.

---

Hier zeigt sich eine Suchbewegung nach einer neuen Ordnung<sup>41</sup>, mit neuen Institutionen und (zwangsläufig auch) neuen Gewissheiten.<sup>42</sup> Ulrich Beck bemerkt, immer wieder in der Geschichte sei es zu einem „Systemwechsel der herrschenden Selbstverständlichkeiten“<sup>43</sup> gekommen. Allem Anschein nach sei seit einigen Jahrzehnten wieder ein solcher Systemwechsel, ein Untergang der Gewissheiten der Moderne im Gang. Dieser müsse schließlich in einen „Weltaufgang“, mit neuen Selbstverständlichkeiten münden.<sup>44</sup>

Allein die Tatsache in der Stadt Gemüse anzubauen, beginnt die bislang geltende Dualität von Stadt und Land in Frage zu stellen. Die Gärtner zeigen, dass die Stadt Leistungen, welche in erster Linie dem Land zugeschrieben werden (teilweise) übernehmen kann. Im Garten werden zentrale Themen der reflexiven Moderne wie Pluralität, Vielheit und Ungewissheit tatsächlich gelebt. Abstrakte Thesen werde so mit Leben gefüllt.

Mit der Fokussierung auf die in vielen Gemeinschaftsgärten stark vertretene Gemeinwohlökonomie, setzt man sich auch mit dem Neoliberalismus bzw. seinen unangenehmen Folgen auseinander und versucht Alternativen zu finden. Mit der Betonung biologischer und naturverträglich angebaute Produkte, jenseits von Massenfertigung, wendet man sich gegen die Prämisse des Wirtschaftswachstums. Damit wird im Gemeinschaftsgarten eine bereits vorhandene, kritische Strömung gegenüber Wachstum und der Ausbeutung von Natur und Menschen integriert.

*In großen Teilen der Bevölkerung und gerade in der Stadtbevölkerung wächst der Wunsch nach einer Lebensmittelproduktion, die mit der Natur kooperiert, anstatt sie auszubeuten. Es geht darum, weniger und anders zu konsumieren und gleichzeitig aus diesem „Weniger“ an Konsum ein „Mehr“ an Lebensqualität zu ziehen, weil das Selbermachen eine ganz neue Rolle spielt.<sup>45</sup>*

Die Bedeutung von Lebensqualität rückt neben wirtschaftlichen Erwägungen der Lebensführung immer stärker in den Vordergrund. Gerhard Schulze spricht in seinem Buch „Die beste aller Welten“ von einem „Wandel des Wandels“ im Sinne des Hinzutretens einer Instanz neben das bisher dominante Steigerungsspiel. Das Steigerungsspiel ist die Kraft, welche Menschen dazu bringt, immer mehr zu wollen und, bildlich gesprochen, ihr „Territorium ständig zu erweitern“. Die hinzutretende Instanz stellt sich, um im Bild zu bleiben, so dar, dass man das bisher eroberte Territorium nun auch bewohnt, seinen Möglichkeitsraum also nicht mehr primär erweitert, sondern beginnt, ihn

---

<sup>41</sup> Vgl. Helfrich:2012:16

<sup>42</sup> Vgl.: Beck: 2007: Seite 386.

<sup>43</sup> Ebd. Seite 386.

<sup>44</sup> Vgl. ebd. Seite 386.

<sup>45</sup> Gemeinsam grün – die Stadt der Zukunft. 20. 02. 2012  
<http://www.evidero.de/themen/stadt-der-zukunft>.

---

auszugestalten. Genau dies tun die Akteure im Gemeinschaftsgarten, sie beginnen ihr Territorium – die Stadt – zu gestalten und sich eine lebenswertere Umwelt zu schaffen.

Dabei erprobt man bewusst und unbewusst den Umgang mit Ambivalenzen der Moderne, wobei die Akteure mit zwiespältigen Gefühlen und Zielen zu kämpfen haben.

Eine davon ist das ambivalente Verhältnis von Individualität und Unabhängigkeit auf der einen und dem (wachsenden) Wunsch nach Gemeinschaft auf der anderen Seite. (vgl. 4./5.)

### **3.2 Die soziale und politische Funktion urbaner Gärten: Ein geschichtlicher Abriss**

In deutschen Städten entstanden bereits um 1800 die ersten Kleingärten, auch „Armengärten“ genannt. Sie dienten einkommensschwachen Industriearbeitern als „Mittel zur Selbsthilfe“ und wurden häufig von Großgrundbesitzern wie Kirchen und Landgrafen, aber auch von der Stadt zur Verfügung gestellt.<sup>46</sup> Für die Menschen war der Garten damals ein Ort, der ihnen ein Stück Selbstversorgung ermöglichte, welche sie häufig noch aus ihrer Vergangenheit auf dem Land kannten und mit dem Zuzug in die Stadt aufgeben mussten.<sup>47</sup>

Im Gegensatz zu den „Armengärten“ waren die Nutzer der etwas später entstandenen, auf Initiative des Arztes Daniel Schreber (1808–1861) zurückgehenden, Schrebergärten vor allem bürgerliche Familien. Durch die Industrialisierung der Städte und die dort wachsende Bevölkerungszahl lebten viele Menschen in sehr beengten Verhältnissen. Die langen Arbeitszeiten in den Fabriken und fehlende finanzielle Mittel machten Aufenthalte in der Natur für viele unmöglich. Insbesondere den Kindern sollte mit den Schrebergärten die Möglichkeit gegeben werden, sich an der frischen Luft zu bewegen und einen Bezug zur Natur aufzubauen. Ihre Eltern gehörten häufig der reformpädagogischen Bewegung an (Lebensreformbewegung). Anders als im Fall der Armengärten ergriffen hier Betroffene selbst die Initiative, um ihre Lebenswelt bzw. die ihrer Kinder zu verbessern.<sup>48</sup>

In Berlin entstand gegen Ende des 18. Jahrhunderts die Pflanze-Bewegung, welche sich ebenfalls um die Anlegung parzellierter Gärten kümmerte.

---

<sup>46</sup> Vgl. [www.stadtentwicklung.berlin.de/umwelt/stadtgruen/kleingaerten/downloads/Kleingartenbroschuere](http://www.stadtentwicklung.berlin.de/umwelt/stadtgruen/kleingaerten/downloads/Kleingartenbroschuere) .

<sup>47</sup> Vgl. Heisting, A. (2011): Leben von Gärten – Warum Urbane Gärten wichtig sind. In Müller, C. (Hg.): Urban Gardening – Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt. München, oekom. Seite 308.

<sup>48</sup> Vgl. Meyer-Rebentisch, K. (2013): Das ist urban Gardening - Die neuen Stadtgärtner und ihrer kreativen Projekte. München, blv. Seite 130.

---

*„Die Pflanzler können als frühes Berliner Beispiel eines Bürgernetzwerks gelten, das selbst aktiv wird, um die eigenen Lebensbedingungen zu verbessern. Sie verstanden sich als bewusstes Gegenmodell zur kommerziellen Generalpacht, aber auch zum Wohltätigkeits-Patronat von Fabrikbesitzern oder Rotem Kreuz und setzten lieber auf Eigeninitiative und Selbsthilfe“<sup>49</sup>.*

Das angesprochene „Wohltätigkeits-Patronat“ zeigt sich in den um 1900 entstehenden Arbeitergärten bzw. Werkskleingärten. Im Gegensatz zum modernen Gemeinschaftsgarten, war politische Agitation hier streng untersagt. Viel mehr dienten die Gärten als „Erziehungsanstalten“, um Arbeiter an bürgerliche Tugenden wie Fleiß und Zuverlässigkeit heranzuführen.<sup>50</sup>

Eine interessante Parallele zu den heutigen urbanen Gärten ist die prekäre Standortsituation der frühen Kleingärten. Sie entstanden häufig auf Bauerwartungsland und dienten als Übergangslösung. Viele der frühen Kleingärten mussten daher schnell wieder weichen. Während einige der heutigen Gärten bereits „mobil“ angelegt sind, wurde damals direkt in die Erde gepflanzt. Musste ein Garten schließlich aufgegeben werden, bedeutete dies für die Betroffenen einen erheblichen finanziellen und ideellen Schaden.

Im ersten Weltkrieg erlebten die Kleingärten ihre Bewährungsprobe. Ihre Bedeutung für Ernährungssicherheit und „soziale Befriedung“ wurde während des und nach dem Krieg auch von offizieller Seite anerkannt, sodass die Kleingärten in Form des „Reichskleingärtengesetzes“ eine stabilere Existenz erhielten.<sup>51</sup>

Im Zweiten Weltkrieg dienten die Gärten erneut als Stütze für die Ernährungssicherheit. In den USA entstanden zu diesem Zweck die „Victory Gardens“. In Folge der Zerstörungen im Zweiten Weltkrieg wurden Gartenlauben auch als vorübergehender Wohnraum genutzt. In Deutschland lebten hunderttausende Menschen bis in die 1960er Jahre hinein in (winterfest gemachten) Gartenlauben.<sup>52</sup>

Besonders nach den harten Kriegsjahren war der Garten für viele Menschen ein Stück Freiheit in den stark beschädigten Städten. Die damaligen Gärten sahen den Schrebergärten von heute wenig ähnlich. Zweckmäßigkeit bestimmte das Bild dieser Gärten, denn der Selbstversorgeraspekt spielte in den Kriegs- und Nachkriegsjahren eine große Rolle.

Während partielle Selbstversorgung aus dem Garten lange Zeit eine Notwendigkeit darstellte, nahm diese in den 60er Jahren in Westdeutschland rapide ab. Grund war u.a. die zunehmende Berufstätigkeit der Frau, aber auch die veränderten Auffassungen zu

---

<sup>49</sup> [www.stadtentwicklung.berlin.de/umwelt/stadtgruen/kleingaerten/downloads/Kleingartenbroschuere.pdf](http://www.stadtentwicklung.berlin.de/umwelt/stadtgruen/kleingaerten/downloads/Kleingartenbroschuere.pdf).

<sup>50</sup> Vgl. Meyer-Rebentisch: 2013: Seite 130.

<sup>51</sup> Vgl. ebd. Seite 131.

<sup>52</sup> Vgl. ebd. Seite 134.

---

Selbstanbau und Selbstversorgung, welche als Ausdruck von Armut gewertet wurden. Viele waren stolz darauf, in der Lage zu sein, sich Dinge kaufen zu können.<sup>53</sup> Das Aufkommen der hochtechnisierten und effizienten Landwirtschaft tat ein Übriges.<sup>54</sup> Die Gärten dieser Zeit entsprechen am Ehesten dem Klischee vom spießigen Kleingarten. Sie dienten tatsächlich dazu, sich abzuschotten und ein Stück heile Welt zu genießen.<sup>55</sup> Cordula Kropp beschreibt genannte Gärten als „Gärten der Industriemoderne“.<sup>56</sup> Die Gärten der Industriemoderne schufen auf vielerlei Gebieten einen Ausgleich zu den Nebenfolgen der Industrialisierung – ein „Sicherheitsventil“<sup>57</sup> –, Freiraum und Naturbezug in den beengten Städten und ein Zubrot für arme Arbeiterfamilien.

Anfang der 1970er Jahre erlebten die Community Gardens einen neuen Aufschwung in amerikanischen Städten, eine „rebirth of community gardening“.<sup>58</sup> Sie entstanden aus den verbliebenen „Victory Gardens“.

*The rebirth of community gardening in the 1970s was a response to urban abandonment, rising inflation, environmental concerns and a desire to build neighborly connections. Citywide organizations assisted people with acquiring land, constructing gardens and developing educational programming. Local residents, facing a myriad of urban problems, used gardens to rebuild neighborhoods and expand green spaces. Although common themes of food production, income generation, recreation, education and beautification still provided a strong rationale for gardening, a new focus was placed on rebuilding social networks and the infrastructure of blighted urban communities.<sup>59</sup>*

Die Stärkung von Gemeinschaft und nachbarschaftlichem Zusammenhalt rückte nun vermehrt in den Fokus. Ebenso der Wunsch, ökologische Probleme anzugehen.

Hier deutet sich eine Zäsur zu den vorangegangenen urbanen Gärten an. Die Motivation der Akteure hatte sich verschoben. Fortan stand nicht mehr die Nahrungsmittelproduktion im Vordergrund, sondern man verschrieb sich eher den „sekundären Talenten“ des Gartens.

Nahrungsmittel, mit anderen Worten „satt zu werden“ gehört nicht mehr zu den primären Problemen der Menschen.

---

<sup>53</sup> Vgl. Müller: 2012: Seite 267.

<sup>54</sup> Vgl. Heisting: 2011: Seite 314.

<sup>55</sup> Vgl.: Kropp, C. (2011): Gärtner(n) ohne Grenzen - Eine neue Politik des "Sowohl-als-auch" urbaner Gärten?. In Müller, C. (Hg.) : Urban Gardening – Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt. München, oekom. Seite 78 f.

<sup>56</sup> Ebd.

<sup>57</sup> Lorberg F. (2011): Agrarfluren und Stadtentwicklung. In Müller, C. (Hg.) : Urban Gardening – Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt. München, oekom.

<sup>58</sup> University of Missouri: <http://extension.missouri.edu/p/MP906-4>.

<sup>59</sup> Ebd.

---

In den Städten der Entwicklungs- und Schwellenländer spielt die Versorgung der Bevölkerung durch urbane Gärten hingegen auch in der Gegenwart noch eine recht bedeutende Rolle. In den Favelas in Rio de Janeiro beispielsweise sind die Gärten für viele arme Familien überlebenswichtig. Die politische Seite, gerade die Solidarisierung mit anderen Betroffenen und die Schaffung eines Gegenentwurfs zur herrschenden politischen Ordnung sind aber mindestens gleichbedeutend.<sup>60</sup> Die ausgeprägte politische Seite lässt sich hier u.a. mit dem schwachen Sozialstaat, Demokratiedefiziten und einer ausgeprägten Schere zwischen Arm und Reich erklären. Mit anderen Worten, die nicht intendierten Nebenfolgen von Neoliberalismus, Kapitalismus und Globalisierung spüren die Menschen dort viel stärker als im vergleichsweise reichen Westen.

In Deutschland ist Urban Gardening erst seit den 1990er Jahren wieder ein nennenswertes Phänomen. Berlin nimmt dabei die Vorreiterrolle ein. Auch hier werden brachliegende Flächen in Gärten umgewandelt, um für die Nachbarschaft einen Ort der Zusammenkunft und der Naturerfahrung zu schaffen. Im Gegensatz zu den „Aussteigern“ der 70er Jahre, versuchen die urbanen Gärtner, eine Lösung zu finden, welche sie innerhalb der Gesellschaft innerhalb der Stadt verbleiben lässt.<sup>61</sup> Die Stadt wird nicht per se als etwas schlechtes angesehen. Im Gegenteil schätzen moderne Gartenaktivisten die positiven Errungenschaften der Stadt, wie kurze Wege und geringeren Flächenverbrauch und verfolgen mit ihrem Garten eher ein Verschönerungsprojekt. Das Ausmaß der bewussten politischen Aktivität ist dabei ungleich verteilt, denn „nicht jeder, der hier aktiv ist, sieht sein Tun als politisch an“<sup>62</sup>. Die Mitarbeit im Gemeinschaftsgarten kann also (auch) politisch motiviert sein, aber nicht jeder dort versteht sich auch als Systemkritiker oder Öko-Aktivist. Die Übergänge sind fließend. Häufig geht es vor allem um die Verbesserung der eigenen Umwelt, der unmittelbaren Nachbarschaft, es geht um Freizeit, Spaß und „dabei sein ist alles“. (vgl. ausführlicher 4.3.).

---

<sup>60</sup> Vgl. Von der Haide: 2012: Seite 274.

<sup>61</sup> Vgl. Werner:2011: Seite 58f; Vgl. auch Grossarth J. (2011): Vom Aussteigen und Ankommen – Besuche bei Menschen die ein einfaches Leben wagen. Riemann, München. (2. Auflage)

<sup>62</sup> Meyer-Rebentisch: 2013: Seite 32

---

## 4 Idee I – Gemeinschaft

Der Name sagt es bereits, ein Gemeinschaftsgarten ist kein gewöhnlicher Garten, er charakterisiert sich dadurch, ein Ort der Gemeinschaft und des gemeinschaftlichen Gärtnerns zu sein. Das folgende Kapitel befasst sich mit dem ambivalenten Verhältnis von Gemeinschaft und individueller Unabhängigkeit. Absatz 4.1. erläutert zunächst die Idee, das Ideal der Gemeinschaft, wie sie die Gärten anstreben. In Abschnitt 4.2. wird festgestellt, dass urbane Gärten posttraditionale Gemeinschaften sind, die jedem freistellen sich nach individuellen Vorlieben und Möglichkeiten einzubringen. Die Beliebtheit urbaner Gärten beruht wohl auf dem Zusammenspiel von Gemeinschaft und Individualität.

### 4.1 Inklusion und Community

Auf der Homepage des Münchener Gartenprojekts „o’pflanzt is“ heißt es:

*„Wir freuen uns über alle Menschen, die mit uns einen blühenden, arten-reichen, symbiotischen, spannenden Garten erschaffen und erhalten helfen. Dabei arbeiten Alle an Allem. Bei uns gibt es keine Gartenparzellen zur “Adoption”. Stattdessen kann Mensch täglich vorbei kommen und immer genau da mithelfen, wo Natur gerade umsorgt werden möchte.“<sup>63</sup>*

Dieses Gartenprojekt hat es sich zum Ziel gesetzt, ein Garten für Alle zu sein, ein Garten, in dem jeder der möchte, mitmachen kann und niemand ausgegrenzt wird. Die bekannten urbanen Gemeinschaftsgärten folgen alle dieser „Inklusiven Idee“ und verstehen sich als offene Räume. Im Berliner Prinzessinnengarten handelt man getreu dem Motto: „Gemeinsam einen Ort für alle schaffen“<sup>64</sup>.

Während der Prinzessinnengarten und das Projekt „o’pflanzt is“ parzellierte Flächen strikt ablehnen, bietet der kürzlich entstandene interkulturelle Garten in Augsburg solche zwar an, betont aber ebenfalls seinen inklusiven Charakter.

*„Jeder ist willkommen, ob jung oder alt, von hier oder von dort. Sie können an der Entstehung der Gemeinschaftsflächen mitwirken und ihre eigene Gartenparzelle entstehen lassen.“<sup>65</sup>*

Der Gedanke des Offenseins für alle ist ein zentrales, wenn nicht das zentrale Charakteristikum der Gemeinschaftsgärten. Es unterscheidet sie sowohl von der

---

<sup>63</sup> <http://www.o-pflanzt-is.de/projekt>.

<sup>64</sup> <http://prinzessinnengarten.net/wir/>.

<sup>65</sup> <http://www.oeko-sozial-projekt.de/2011/09/interkulturelle-garten-in-augsburg/>.

---

klassischen Schrebergartenanlage, als auch von jeglichen Formen des privaten (städtischen) Gärtnerns.

In Gemeinschaftsgärten fehlen starre Strukturen, denn sie sind ständig im Aufbau, wandeln sich mit den Akteuren. Diese bauen auf das gemeinschaftliche Aushandeln von Vorschriften und Ordnungen, mittels meist direkter Kommunikation.<sup>66</sup> Im Gegensatz zur Schrebergartenkolonie, wo es eine bereits festgelegte Satzung gibt, an die man sich gezwungenermaßen halten muss, wird hier Mitsprache groß geschrieben.<sup>67</sup> Man ist bemüht, auf Hierarchien und klassische Befehlsstrukturen zu verzichten.<sup>68</sup> „Hier im Garten gibt es keine Hierarchie [...] Jeder hat dasselbe Recht und dieselbe Stimme.“<sup>69</sup> Dies ist ein Umstand, welcher Randgruppen wie Flüchtlingen und Arbeitslosen zu Gute kommt. Gärten können so zu Orten der Integration werden. Die Soziologin Christa Müller beschreibt Gemeinschaftsgärten als „offene Orte, die sonst nie stattfindende Begegnungen ermöglichen und wo gemeinsam gehegt und geteilt wird.“

Die „Offenheit“ liegt in der Struktur der Gemeinschaftsgärten als bürgerschaftliche Vereinigungen begründet. Urbane Gemeinschaftsgärten lassen sich, in Anlehnung an eine Einteilung der Autoren Offe und Fuchs<sup>70</sup>, als sekundäre Form der Vereinigung fassen (vgl. Anhang, Abbildung 5).

Sekundäre Vereinigungen unterscheiden sich von primären (Familie/ Verwandte) und tertiären (Verbände/ Firmen) Vereinigungen durch ihre relative Zweckorientierung, d.h. sie sind nicht auf ein einzelnes Ziel hin gerichtet, welches sich mittels strategischer Mittel erreichen lässt, „sondern besetzen lediglich eine thematische Domäne“<sup>71</sup>. Die „Domäne“ des Gemeinschaftsgartens ist höchst unscharf und es lässt sich von einer (je nach Ausrichtung) Reihe von Domänen sprechen. Eine davon ist Freizeit, aber auch Bildung (Workshops), Politik, Gesundheit und Ökologie gehören dazu. Flache bzw. fehlende Hierarchien sind typisch für diese Form der Vereinigung<sup>72</sup>, neue Mitglieder können so leicht integriert werden und ihre Vorstellungen einbringen. Bürgerschaftliche Vereinigungen sind weit weniger Intim als Familien, allerdings fehlt hier auch die

---

<sup>66</sup> Vgl.: Kropp: 2011: Seite 81 f.

<sup>67</sup> Meyer-Rebentisch: 2013: Seite 62.

<sup>68</sup> Siefkes, C. (2012) : Peer-Produktion – der unerwartete Aufstieg einer commonsbasierten Produktionsweise. In: Helfrich, S./Heinrich-Böll-Stiftung (Hg.) : Commons – Für eine neue Politik jenseits von Markt und Staat. Bielefeld, transcript. Seite 350.

<sup>69</sup> Meyer-Rebentisch: 2013: Seite 68.

<sup>70</sup> Offe, C./Fuchs S. (2001): Schwund des Sozialkapitals? - Der Fall Deutschland. In Putnam, R. D. : Gesellschaft und Gemeinsinn – Sozialkapital im internationalen Vergleich. Gütersloh, Bertelsmann Stiftung. Seite 423.

<sup>71</sup> Ebd. Seite 423.

<sup>72</sup> Vgl. Ebd. Seite 424.

---

Anonymität formeller Organisationen.<sup>73</sup> Innerhalb sekundärer Vereinigungen lässt sich in formalisierte und nicht formalisierte Typen differenzieren. Neue soziale Bewegungen und Nachbarschaften zählen die Autoren hier zu den nicht formalisierten. Urbane Gärten lassen sich je nach Struktur eher der einen oder der anderen Gruppe zuordnen. Parzellierte Gärten sind weniger offen als gänzlich gemeinschaftlich bewirtschaftete Gärten. Um eine Parzelle zu erhalten, bedarf es eines formellen Aktes, einer Art Beitritt. Sind alle Parzellen belegt, müssen weitere Beitritte ausgesetzt werden. Viele Gärten können zwar trotzdem betreten werden, in wie weit man dann aber tatsächlich zur Gemeinschaft gehören kann, sei dahingestellt. Trotzdem ist der Beitritt in erster Linie an die räumliche Verfügbarkeit gebunden. Weitere Auflagen, wie Forderungen nach bestimmten Fähigkeiten, gibt es nicht.

In offiziellen Aussagen bekunden die Akteure der Gemeinschaftsgärten Interkulturalität und Fremdheit nicht negativ, sondern als Chance zu begreifen.<sup>74</sup> „Multikulti“ wird im Gemeinschaftsgarten begrüßt. Marco Clausen, ein Gründer des Prinzessinnengartens sagt, „Essen ist der kleinste gemeinsame Nenner, der wirklich alle Menschen überall verbindet“<sup>75</sup>.

Gerade Migranten nutzen gerne die Gemeinschaftsgärten, die Tätigkeit des Gärtnerns dient dabei nicht nur der Freude am Pflanzen, sondern auch dazu sich kennenzulernen, Kontakte zu knüpfen – Zugehörigkeit zu erfahren. Christa Müller spricht vom „verbindende[n] Charakter des Gärtnerns“<sup>76</sup>, denn „[m]an erkennt sofort, dass man mitarbeiten und etwas gestalten kann“<sup>77</sup>. Migranten, insbesondere den älteren, komme zu Gute, dass im Gemeinschaftsgarten viel sogenanntes „altes Wissen“ gefragt sei, welches sie häufig noch aus ihrer Heimat mitbrächten, das in der modernen Lebens- und Berufswelt hingegen kaum mehr gefragt sei. Im Gemeinschaftsgarten hingegen finden Wissen um alte Anbaumethoden und Sorten, Verfahren zur Vorratshaltung und traditionelle Rezepte Anklang und Anerkennung.<sup>78</sup>

---

<sup>73</sup> Vgl. ebd.

<sup>74</sup> Vgl. beispielhaft: Fleckenstein, T.: Nürnberger begrünen Industriebrache. BR.de, 06.07.2012.

<sup>75</sup> Schröder, D.: Urban Farming: Grüner wird's nicht. In Spiegel online, 07. 06.2010 .

<sup>76</sup> Müller: 2012 : Seite 34.

<sup>77</sup> Ebd.: Seite 40.

<sup>78</sup> Vgl. ebd.: Seite 41.

---

## 4.2 Kommen und Gehen – eine posttraditionale Gemeinschaft

Ulrich Beck bemerkt in den letzten Jahrzehnten einen „*gesellschaftlichen Individualisierungsschub*“<sup>79</sup> in den reichen Industrienationen. Dieser sei einhergegangen mit einem „historischen Kontinuitätsbruch“<sup>80</sup>. Individualisierung meint vereinfacht einen Prozess des Übergangs, welcher außengeleitete, fremdbestimmte Menschen zu selbstbestimmten Individuen werden lässt. Dieses Phänomen ist zwar nicht neu, hat sich aber seit den 50er Jahren verstärkt und betrifft nun die gesamte Gesellschaft. Auf die Einzelheiten der Individualisierung soll hier nicht weiter eingegangen werden, vielmehr geht es um die Folgen bzw. Auswirkungen der Individualisierung auf Gemeinschaften und das Individuum. Die Konsequenzen haben einen ambivalenten Einfluss auf die individuellen Handlungsmöglichkeiten. Einerseits bedeute Individualisierung mehr Autonomie und Freiheit zu erlangen, da durch die Freisetzung aus festen, traditionellen Strukturen Handlungsoptionen hinzugewonnen würden. Andererseits gehe dieser Prozess mit dem Verlust bisheriger Verlässlichkeiten (Normalbiografie) einher.<sup>81</sup> Das gesamte Leben wird verhandelbar, der Entscheidungsdruck auf das Individuum erhöht sich. Individualisierung aber auch Flexibilisierung und Globalisierung beeinflussen die sozialen Beziehungen. Insgesamt zeichnet sich die Moderne durch einen temporären Charakter aus, „nichts ist von langer Dauer“. Prisching bemängelt die Qualität sozialer Beziehungen, das Leben würde sich an der „Oberfläche“ abspielen.<sup>82</sup> Andererseits sehnen sich viele Menschen nach Gemeinschaft und verlässlichen Strukturen.

Die Shell Jugendstudie von 2010 stellt fest, dass für 94% der Jugendlichen Freundschaften extrem wichtig sind, ebenso Partnerschaften und Familienbeziehungen. Verbindlichen Beziehungen wird dabei ein höherer Stellenwert zugestanden als einer insgesamt großen Kontaktdichte. Traditionelle Gemeinschaften wie Familien, Verbände und Parteien verlieren zwar an Bedeutung, auf der anderen Seite scheint die Freisetzung des

---

<sup>79</sup> Beck, U. (1994): *Jenseits von Klasse und Stand?*. In Beck U./Beck-Gernsheimer E. (Hrsg.): *Risikante Freiheiten – Individualisierung in modernen Gesellschaften*. Frankfurt am Main, Suhrkamp. Seite 44 (Hervorhebung im Original)

<sup>80</sup> Ebd. Seite 44

<sup>81</sup> Vgl. Hitzler, R./Bucher, T./Niederbacher, A. (2001): *Leben in Szenen – Formen jugendlicher Vergemeinschaftung heute*. Opladen, Leske + Budrich. Seite 14.

<sup>82</sup> Vgl. Prisching, M. (2008): *Paradoxien der Vergemeinschaftung*. In Hitzler R./Honer A./Pfadenhauer M. (Hrsg.): *Posttraditionale Gemeinschaften – Theoretische und ethnografische Erkundungen*. Wiesbaden, Verlag für Sozialwissenschaften.

---

---

Individuums aus sozialen Strukturen die Sehnsucht nach Verlässlichkeit und sozialer Einbettung aber zu befeuern.<sup>83</sup>

Im SZ- Magazin<sup>84</sup> stellt Autor Andreas Bernard die Vermutung auf, dass sich die Angst der Menschen vor sozialer Vereinzelung, bzw. die Suche nach Gemeinschaft im Erfolg des Fantasy Genres niederschläge. Die Fantasywelt in „Der Hobbit“ oder „Die Tribute von Panem“ werde als solidarische Gemeinschaft (die Elfen, die Zwerge) wahrgenommen. Ebenso sei die Heimatverbundenheit, bzw. der Schutz der Heimat ein zentrales Thema.

Suche nach Gemeinschaft und Zugehörigkeit, aber auch Anspruch auf Freiheit und Unabhängigkeit, stellen ein Dilemma dar.<sup>85</sup> Im Zuge dieses Dilemmas bildete sich ein neuer Typus von Gemeinschaft, die sogenannte posttraditionale Gemeinschaft. Diese zeichnet sich durch Autonomie und Freiwilligkeit aus. Der Zugang ist sehr flexibel. Es ist ein wesentliches Kennzeichen posttraditionaler Gemeinschaften, dass sie aus einem gemeinsamen Interesse heraus entstehen. Im vorliegenden Fall sind dies die Lust am Gärtnern, Politische Bestrebungen, Suche nach Gemeinschaft und Zugehörigkeit – eine Vielzahl von Ideen, wobei der Garten der gemeinsame Fokus, das verbindende Element ist. Im Lichte der Anforderungen der zweiten Moderne, insbesondere angesichts der Anforderungen an Flexibilität und Spontaneität, gepaart mit einem ausgeprägten Streben nach Autonomie müssten es Gärten schwer haben.

Ein Garten, insofern man ihn auch bestellt, bedeutet eine Verantwortung einzugehen, eine Bindung. Nur durch regelmäßige Pflege können Pflanzen auch gedeihen. Die Struktur der urbanen Gemeinschaftsgärten ist an die zweite Moderne angepasst bzw. vor ihrem Hintergrund entstanden.

Sinnbildlich für die Mobilitätsanforderungen der Menschen ist die mobile Pflanzweise in vielen Gemeinschaftsgärten. Die Kübel und Säcke können notfalls, wenn der Garten weichen muss, an einen anderen Ort gebracht werden. Selbst dann, wenn der Garten bleibt, wechseln doch die Menschen. Auch wenn Menschen in eine andere Stadt ziehen, können sie den urbanen Gemeinschaftsgarten ohne Aufwand einfach zurücklassen. Andere werden sich weiterhin darum kümmern. Die Mitarbeit im Garten geschieht nur so lange, wie die individuellen Umstände und Interessen es zulassen, somit wird der Garten nicht zu einer langfristigen Belastung.

---

<sup>83</sup> Vgl. ebd. Seite 36

<sup>84</sup> Vgl. Bernard A.: Zukunft war gestern. In Süddeutsche Zeitung Magazin, Heft 22, 2013.

<sup>85</sup> Vgl. Prisching: 2008: Seite 36

---

Die temporäre Begrenztheit ist ein Merkmal posttraditionaler Gemeinschaften. Diese Gemeinschaften bestehen nur so lange, wie die Mitglieder einen Sinn in ihrem Zusammensein sehen und einen gemeinsamen Fokus teilen. Manche posttraditionale Gemeinschaften bestehen nur über Wochen oder Monate, wie beispielsweise eine Reisegruppe, andere über Jahre.

Viele Gärten zeugen, wenn man ihre „Mitglieder“ einteilen möchte, von einem sogenannten inneren Kreis, einem erweiterten inneren Kreis und schließlich von einer Vielzahl an Besuchern und – eher unscharf definierten – Freiwilligen. Im Falle des Berliner Prinzessinnengartens beispielsweise zählte Gründer Robert Shaw gerade einmal dreißig Personen zur „Kerngruppe“ und 60 zum erweiterten Kreis. Demgegenüber stehe eine Zahl von 1200 Freiwilligen.<sup>86</sup> Man kann also von einem regen Kommen und Gehen sprechen. Je größer und offener der Garten, umso näher liegt der Verdacht, dass viele „Gärtner“ den Besuch im Garten wohl eher als kurzzeitiges Event betrachten und die echte Verantwortung auf den Schultern Weniger liegt. Die Freiwilligkeit des Engagements in Dauer und Umfang ist jedoch typisch für posttraditionale Gemeinschaften, den Mitgliedern steht es jederzeit frei, auszusteigen oder ihr Engagement ruhen zu lassen.<sup>87</sup>

Vermutlich sind die urbanen Gärten gerade auf Grund dieser strukturellen Beschaffenheit so attraktiv.

### **4.3 Forum für Gemeinschaft und Individualität**

Martin Rasper beschreibt den Berliner Gemeinschaftsgarten Tempelhofer Feld als „eine Mischung aus Wildwest und Hüttendorf, Happening und Abenteuerspielplatz“.<sup>88</sup>

Ist der Gemeinschaftsgarten tatsächlich mit einem Happening oder einem Event vergleichbar? Und liegt darin seine gemeinschaftsstiftende Wirkung begründet?

Der Gemeinschaftsgarten ist sicherlich nicht das, was unter einem typischen Event - einem Festival, Fantreffen oder Fußballspiel – verstanden wird. Schon allein der dauerhafte Charakter des Gartens unterscheidet ihn vom kurzzeitigen Event. Eine kurze Betrachtung der Szenerie legt den Vergleich mit Festival und Abenteuerlager aber durchaus nahe. Bunt,

---

<sup>86</sup> Vgl. Thomma, N.: Robert Shaw: früher Regisseur und Videokünstler, heute Gärtner – [...]. In SZ Magazin Heft 48/2011.

<sup>87</sup> Vgl. Offe/Fuchs: 2001: Seite 425.

<sup>88</sup> Rasper: 2012: Seite 21

---

unaufgeräumt, improvisiert – mit andern Worten außeralltäglich. Events inszenieren das Außeralltägliche, das „Besondere“, sie sind Orte, an denen Gemeinschaft inszeniert und organisiert wird.<sup>89</sup>

Der vorangegangene Absatz gab bereits Auskunft über die Struktur der Gemeinschaft im Garten und den sich daraus ergebenden Entlastungen für das Individuum. Trotz, oder gerade wegen posttraditionaler Strukturen herrscht im Garten ein ausgeprägtes „Wir – Gefühl“<sup>90</sup>. Dieses entsteht durch den gemeinsamen Fokus und das Versammeltsein an einem Ort, häufig verbunden mit einer spezifischen Ästhetik.

Urbane Gemeinschaftsgärten sind Teil der Urban Gardening-Szene<sup>91</sup>. Szenen sind posttraditionale Formen der Vergemeinschaftung, andererseits aber auch Foren der eigenen Abgrenzung, denn die Suche nach Gemeinschaft beinhaltet immer auch die Suche nach der eigenen Individualität. Die moderne Gesellschaft rückt das Individuum ins Zentrum, es ist „Organisator des eigenen Lebens“<sup>92</sup> und damit für Erfolg und Misserfolg selbst verantwortlich. Identitäten sind nicht mehr quasi von Geburt an durch die Klassenzugehörigkeit festgelegt, sie müssen erst erarbeitet, „gebastelt“ werden.

Ein wesentlicher Grund für die Vergemeinschaftung in Szenen ist die „Faszination der Teilhabe an einem Thema“, gemäß dem Motto des „dabei sein ist alles“.

Urban Gardening entwickelte sich in den letzten Jahren zu einer angesagten Szene. Diese entstand aus einem Do-it-yourself Trend heraus, wobei alte Ideen unter neuem Namen modernisiert werden. Stricken wird als „Urban Knitting“ wieder hip und der spießige Gärtner zum „Urban Gardener“.<sup>93</sup> Die „Zeit“ spricht vom „hippe[n] Stadtfarmer“<sup>94</sup>. Andrea Heistingering schreibt, gärtnern sei schick, „man müsse sich nicht mehr dafür schämen“<sup>95</sup>.

Szenen sind „Brutstätten posttraditionaler Vergemeinschaftung“<sup>96</sup>, sie sind Orte, um mit Menschen gleichen Interesses zusammenzukommen. Gerade junge Menschen gehören einer Reihe von Szenen mehr oder weniger intensiv und andauernd an. Die Zugehörigkeit

---

<sup>89</sup> Vgl. Knoblauch H. (2000): Das strategische Ritual der kollektiven Einsamkeit – Zur Begrifflichkeit und Theorie des Events. In Gebhardt W./Hitzler R./Pfadenhauer M. (Hg.): events – soziologie des außergewöhnlichen. Leske + Budrich, Opladen. Seite 43.

<sup>90</sup> Vgl. beispielhaft: <http://www.e-politik.de/lesen/artikel/2011/das-neue-wir-gefuhl-im-garten/>.

<sup>91</sup> Vgl. beispielhaft: Appel, D. / Schmaltz, A.: Das Pionierstadium ist lange überschritten. taz, 03.06.2013.

<sup>92</sup> Baumann, Z. (2003): Flüchtige Moderne. Suhrkamp, Frankfurt am Main. Seite 77.

<sup>93</sup> Vgl. Wawatschek, V.: Do-it-yourself-Trend - Sehnsucht nach dem Selbstgemachten. BR.de, 09.10.2012.

<sup>94</sup> Thiele, C.: Urban Farming: Bauern hinter Mauern. In Zeit online, 21.10.2011.

<sup>95</sup> Heistingering: 2011: Seite 308.

<sup>96</sup> Hitzler, R. (2008): Brutstätten posttraditionaler Vergemeinschaftung – Über Jugendszenen. In Hitzler, R./Honer A./Pfadenhauer M. (Hg.): Posttraditionale Gemeinschaften – Theoretische und ethnografische Erkundungen. Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden. Seite 55.

---

schwankt mit der individuellen Interessenlage. Die Mitgliedschaft in der Urban Gardening-Szene kann folglich nur ein Teil der Interessenlage sein, denn zur Interessenbildung gehört es, sich verschiedenen Gruppierungen zugehörig zu fühlen und daraus die eigenen Identität zu basteln. Der Gemeinschaftsgarten muss daher immer auch unter dem Blickwinkel betrachtet werden, für Mitglieder nur eine Durchgangsstation zu sein, eine Szene zu der man sich eine zeitlang zugehörig fühlt und früher oder später weiter zieht. Man kann dieses Gruppierungsphänomen als unscharf begrenzte Wolken beschreiben, als Orte „ohne Türen“, die man meist unbemerkt betreten und verlassen kann.<sup>97</sup> Die Urban Gardening-Szene mag unscharf begrenzt sein und tatsächlich keine Türen haben, der Gemeinschaftsgarten hingegen ist weit weniger anonym, der Besucher wird bemerkt, sobald er durch das Gartentor tritt.

---

<sup>97</sup> Vgl. Hitzler: 2008: 57ff

---

## 5 Idee II – Der Garten als Gemeingut

Im Gemeinschaftsgarten wird eine Ökonomie des Gebens und Teilens gepflegt, angelehnt an das Menschenbild eines „Homo donans“ und einer „Ökonomie des Gebens“.<sup>98</sup>

*„Der generelle Leitgedanke des Allmende Kontors ist es, die Selbstverwaltung des Gemeinguts zu fördern. Der Gemeinschaftsgarten ist dabei als Experimentierplattform zu verstehen, der das Ökologische mit dem Sozialen zu verbinden sucht: Weg von dem oft propagierten ‚Mein-Dein-Denken‘ in der Gesellschaft.“<sup>99</sup>*

Die Commons-Theorie erklärt die zentralen Prinzipien dieser Ökonomie des Teilens. Kritiker glauben, Gemeingüter müssen auf Grund des menschlichen Egoismus scheitern. Welche Gründe könnte es geben, dass ein moderner individualisierter Mensch sich darauf einlässt, ein „Teilzeit“-Commoner zu werden?

### 5.1 Überblick über die Theorie der „Commons“

„Commoning“ wird in einem Blog wie folgt beschrieben:

*„Die Tätigkeit der Nutzung und des Erhalts von commons wird „commoning“ genannt. Auf Deutsch könnte man sagen, es geht um das „sich kümmern“, um die Sorge darum, dass ein commons nicht übernutzt wird, oder – was auch passieren kann – nicht durch Nichtnutzung verschwindet.“<sup>100</sup>*

Mit Commoning ist also die Tätigkeit gemeint, welche vom „Commoner“ (dem Akteur), ausgeführt wird um das „Common“, das Gemeingut, zu schaffen und zu erhalten.

Häufig wird Commoning und Commoner in den Begriff der „Commons“ mit eingeschlossen bzw. zusammengefasst.<sup>101</sup> Der Fall ist dies beispielsweise im Sammelband „Commons – Für eine neue Politik jenseits von Markt und Staat“, herausgegeben von Silke Helfrich und der Heinrich Böll-Stiftung. Der Commonsbegriff wird hier sehr weit gefasst, wobei sich die Autoren größte Mühe geben, die Begrifflichkeiten möglichst exakt zu definieren. Begründet wird dies stets in der Feststellung, dass man nur solches gegen Kritik verteidigen kann, was auch einwandfrei zu benennen ist.

---

<sup>98</sup> Vgl. Brennholdt-Thomsen, V. (2011) : Ökonomie des Gebens – Wohlstand durch Subsistenz. In Müller, C. (Hg.) : Urban Gardening – Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt. München, oekom. Seite 252 ff.

<sup>99</sup> <http://www.e-politik.de/lesen/artikel/2011/das-neue-wir-gefühl-im-garten/>.

<sup>100</sup> <http://blog.commoners.at/commons/was-ist-commoning/>.

<sup>101</sup> Auch wenn Commons gerne als allumfassender Begriff behandelt wird, so werde ich im Folgenden trotzdem von Commons/ Gemeingütern, Commoning/ die soziale Praxis und dem Commoner bzw. der Community sprechen, um eine bessere Verständlichkeit zu gewährleisten.

---

Der Commonsbegriff ist im deutschen Sprachraum relativ neu und wird häufig mit dem altdeutschen Allmendebegriff übersetzt. Silke Helfrich bevorzugt allerdings den Begriff „Commons“ bzw. die Übersetzung „Gemeingüter“ - ihr Versuch, die Gemeingüter als umfassendes Konzept, als Theorie abzugrenzen. Der weiterhin verwendete altdeutsche „Allmendebegriff“ zeigt, dass die „Commons“ keinesfalls eine moderne Erfindung sind, sondern „Gemeingüter“ fest in der Historie verankert sind. Beliebte Beispiele sind alte Weidrechte, wobei Bauern ihre Tiere auf einer gemeinsamen Fläche weiden ließen, die häufig zwar dem König oder einem Landherren gehörte, die Fremdbeweidung aber zulässig war.<sup>102</sup>

Commons fassen eine alte Praxis auf, welche in westlichen Ländern zwar etwas in Vergessenheit geriet, aber in Entwicklungsländern weiterhin eine zentrale Säule für das (Über-) Leben vieler Menschen ist.

Die städtischen Gärten auf Kuba inspirierten Robert Shaw, einen der beiden Gründer des Berliner Prinzessinnengartens. Auf Kuba gehören Stadtgärten zum „offiziellen politischen Programm“<sup>103</sup> und liefern einen großen Teil der frischen Lebensmittel.

Eine zentrale These der Commons-Theorie ist sicher die, dass es für Gemeingüter eine „Community“, die „Commoners“ braucht, denn „Commons sind nicht, sie werden gemacht.“<sup>104</sup> („There is no Commons, without Commoning“). Für Commons ist ein demokratischer Aushandlungsprozess Voraussetzung und konstitutiv für ihr Entstehen. Es bedarf eines „gesellschaftlichen Aushandlungsprozess[es]“<sup>105</sup>, welcher festlegt, dass ein Gut künftig als Gemeingut behandelt und bewirtschaftet wird. Eben deshalb bieten Commons die Möglichkeit zur gemeinschaftlichen (Aus-)Gestaltung, beispielsweise einer Fläche oder eines Abkommens.

Eine weitere zentrale These der Commons ist, dass die tatsächlichen Eigentumsrechte an einem Commons sekundär sind.<sup>106</sup> Denn ein Gut wird auch zu einem Commons, wenn es als solches behandelt wird. Ein Beispiel aus dem Urban Gardening: Die bestellte Fläche gehört der Stadt oder einem privaten Investor. Die Gärtner haben lediglich das Nutzungsrecht. Da sie sich dieses mit allen Interessierten teilen, sie also ihre gegebene

---

<sup>102</sup> Vgl. Helfrich, Silke (Hg.) (2009): Wem gehört die Welt? – Zur Wiederentdeckung der Gemeingüter. München, Oekom-Verl. Seite 12.

<sup>103</sup> Schröder, D.: Urban Farming: Grüner wird's nicht. In Spiegel online, 07. 06.2010.

<sup>104</sup> Gellenbeck K. (2012): Gewinn für alle – Genossenschaften als Wirtschaftsmodell der Zukunft. Frankfurt am Main, Westend. Seite 179.

<sup>105</sup> Wuppertal Institut (Hg): „Welche Rolle können Commons in Transformationsprozessen hin zur Nachhaltigkeit spielen?“. Wuppertal 2012. Seite 7.

<sup>106</sup> Vgl. Gellenbeck K. (2012): Gewinn für alle – Genossenschaften als Wirtschaftsmodell der Zukunft. Frankfurt am Main, Westend. Seite 179.

---

Ressource gemeinschaftlich teilen und bewahren wird ein privater Grund (vorübergehend) zum Gemeingut, zu einem Commons.<sup>107</sup>

Des Weiteren ist es durch gesetzliche Verankerung oder Gewohnheitsrecht möglich, „die Exklusivität der Nutzungsrechte eines Privateigentümers [zu] beschränken.“ Darunter fällt etwa das Jedermannsrecht in Schweden („Allemansrätten“). Ähnliche Regelungen gibt es beispielsweise in Neuseeland, Schottland und in der Schweiz. Auch die Bayerische Verfassung garantiert ein solches Nutzungsrecht:

*„Der Genuss der Naturschönheiten und die Erholung in der freien Natur, insbesondere das Betreten von Wald und Bergweide, das Befahren der Gewässer und die Aneignung wildwachsender Waldfrüchte in ortsüblichem Umfang ist jedermann gestattet.“<sup>108</sup>*

Die gesetzlichen Regelungen schreiben aber stets vor, sorgsam mit dem Eigentum anderer umzugehen und sich eines Gastes angemessen zu verhalten. Auf der Homepage der „Swedish Environmental Protection Agency“ heißt es, „das staatliche Amt für Umweltschutz fasst das Jedermannsrecht mit den Worten zusammen: ‚Nicht stören – nicht zerstören‘.“<sup>109</sup>

Die Theorie der Commons versteht ihre Leistung darin, Alternativen (wieder) sichtbar zu machen, Alternativen zu einer „überkommenen Ordnung“<sup>110</sup>. Die Theorie von der Reflexiven Modernisierung stellt fest, dass die „Selbstverständlichkeiten“ der Moderne begründungspflichtig werden. (vgl. 3.1.) Hier setzt die Commons – Theorie an. Salopp gesagt, sie streut Salz in die Wunden der reflexiven Moderne.

Die Commons-Theoretiker analysieren, wie „Commons elementare Prinzipien der Moderne, des Liberalismus und des Rechts herausfordern.“<sup>111</sup> Zentral ist dabei die Hoffnung auf das Potenzial der Commons, geltende Dualismen des „entweder-oder“ (privat/ öffentlich; Markt/ Staat) der ersten Moderne überwinden zu können.<sup>112</sup> Ein Beispiel ist, dass in vielen Commons die Sphären der Konsumenten und die der Produzenten zusammenfallen bzw. einander sehr nahe kommen. Es wird die klassische

---

<sup>107</sup> Vgl. Müller: 2012: Seite 268.

<sup>108</sup> Art. 141 Abs. 3 Satz 1 der Bayerischen Verfassung.

<sup>109</sup> Vgl. Homepage: „Swedish Environmental Protection Agency“

<sup>110</sup> Bollier, D. / Helfrich, S. (2012) : Commons als transformative Kraft – Zur Einführung. In: Helfrich, S./Heinrich-Böll-Stiftung (Hg.) : Commons – Für eine neue Politik jenseits von Markt und Staat. Bielefeld, transcript. Seite 15.

<sup>111</sup> Ebd. Seite 15.

<sup>112</sup> Ebd. Seite 18.

---

Arbeitsteilung der beiden Partner aufgehoben.<sup>113</sup> Ein Umstand, welcher den Blick freimacht für innovative Lösungsansätze jenseits der Tradition des bisherigen.

*„So segnet die Sprache des Kapitalismus dessen Zweckbestimmungen und Machtverhältnisse ab und vernagelt unser Denken mit einem schwer zu durchbohrenden Brett. Deswegen sind Commons so wichtig.“<sup>114</sup>*

Die Arbeit und „das Leben“ außerhalb der Arbeit wurden und werden teils immer noch voneinander getrennt gehalten. Das Leben spielt sich nach Feierabend, an den Wochenenden und im Urlaub ab. In dieser begrenzten Zeit entsteht häufig ein gewisser Erlebnisdruk, auch Freizeitstress genannt. Es wird versucht, möglichst viel davon nachzuholen, für das sonst zu wenig Zeit bleibt: Kinder, Hobbys, Freunde. Bereits seit Jahrzehnten kursieren Modelle, welche „Leben“ und „Arbeiten“ in ein anderes Verhältnis zu einander zu bringen versuchen. Eines davon ist die Erhöhung der Urlaubstage auf 43 Tage pro Jahr bei einem um 5 Jahre verzögerten Renteneintritt.<sup>115</sup>

Andere Modelle sehen eine Verkürzung der Wochenarbeitszeit auf 25 oder 30 Stunden vor. Allen Modellen ist gemeinsam, dass im Gegenzug die von der Erwerbsarbeit frei werdende Zeit für Eigenarbeit und bürgerschaftliches Engagement genutzt wird. Mit der Industrialisierung hat sich die Erwerbsarbeit zu einem der zentralsten Punkte menschlicher Existenz entwickelt, die selbstbestimmte Eigenarbeit wurde durch die monetäre Beschaffung von Gütern ersetzt. Meinhard Miegel glaubt, dass die Gesellschaft, „erst wieder lernen [muss], dass das Produzieren und Konsumieren materieller Güter nur eine von zahlreichen Facetten ihres Daseins ist.“<sup>116</sup> Die Gesellschaft könne künftig nur stabil bleiben, wenn der Grund ihres Stabileins nicht Wirtschaftswachstum und materieller Wohlstand sind.

## **5.2 Die „Tragik der Allmende“**

In einem viel beachteten Aufsatz<sup>117</sup> stellte Garrett Harding 1968 die These von der Tragik der Allmende auf. Genauer gesagt, erweiterte er sie nur, da William Forster Lloyd die – „tragedy of the commons“ schon viel früher geprägt hatte.

---

<sup>113</sup> Vgl: Quilligan J. (2012): Warum wir Commons von öffentlichen Gütern unterscheiden müssen. In: Helfrich, S./Heinrich-Böll-Stiftung (Hg.) :

Commons – Für eine neue Politik jenseits von Markt und Staat. Bielefeld, transcript. Seite 100.

<sup>114</sup> Bollier/Helfrich: 2012 : Seite 18.

<sup>115</sup> Vgl. Miegel: 2010: Seite 226 ff.

<sup>116</sup> Ebd. Seite 227.

<sup>117</sup> Garret Hardin: The Tragedy of the Commons. In Science Nr. 162, 13.12.1968. Seiten 1243–1248.

---

---

Im Kern gehen diese Autoren davon aus, dass das Allmendekonzept auf Grund der menschlichen Natur scheitern müsse. Der Mensch handle nach dem idealtypischen Menschenbild des Homo oeconomicus, stets und ausschließlich zu seinem eigenen Vorteil, und nehme jede Gelegenheit wahr, sich selbst zu bereichern. Damit folgt er den grundlegenden Prinzipien der ökonomischen Kosten/ Nutzen-Rechnung. Es wird davon ausgegangen, dass der homo oeconomicus rational und zu seinen Gunsten entscheidet. Demnach müsste jedes gemeinschaftliche Gut in kürzester Zeit übernutzt werden. Denn wenn jeder nur nach maximalem Gewinn für sich selbst strebt, ist keine nachhaltige Bewirtschaftung möglich. Folglich muss es „Eigentümer“ geben, welche die Güter schützen und verwalten.

*„Wer einem anderen irgendeinen Handel anträgt, macht ihm einen Vorschlag. Gibt mir, was ich will, und du sollst haben, was du willst, ist der Sinn eines jeden solchen Anerbietens; und auf diese Weise erhalten wir voneinander den weitaus größten Teil der guten Dienste, derer wir benötigt sind. Nicht von dem Wohlwollen des Fleischers, Brauers oder Bäckers erwarten wir unsere Mahlzeit, sondern von ihrer Bedachtnahme auf ihr eigenes Interesse. Wir wenden uns nicht an ihre Humanität, sondern an ihren Egoismus, und sprechen ihnen nie von unseren Bedürfnissen, sondern von ihren Vorteilen.“<sup>118</sup>*

Auch Thomas Hobbes stellt die Auffassung vom Menschen als friedlichem und geselligem Wesen in Frage. Im Naturzustand gebe es keine Gesetze. Es herrsche ein Krieg aller gegen alle und die Schlechtigkeit trete ungezügelt hervor. Seiner Auffassung nach ist der Mensch von Natur aus ein Raubtier, „der Mensch ist dem Menschen ein Wolf“. Dieses Menschenbild begründet die Forderung nach einer Ordnungsmacht (Leviathan), eines Souveräns, an den der Einzelne einen Teil der eigenen Souveränität abgibt, allerdings ebenfalls um den eigenen Nutzen (z. B. die eigene Sicherheit) zu steigern.

Nach Adam Smith entsteht der Wohlstand aller durch Eigennutz im Kleinen. Demnach helfe der Einzelne der Gesellschaft am Meisten, indem er nur für sich selbst sorgt, sich selbst den größten Gewinn verschafft, denn dann entstehe Wohlstand für viele.

George C. Hormans erweiterte die Theorie vom Homo Oeconomicus dahingehend, dass er neben materielle Bestrebungen immaterielle (z.B. Zugehörigkeit, Anerkennung, Sicherheit) setzt. Der Grundgedanke bleibt jedoch der Selbe, jedes Tun sei auf Nutzenmaximierung bzw. auf ein Tauschsystem ausgerichtet – ich gebe dir, wenn du mir dafür etwas gibst.

---

<sup>118</sup> Smith, A.(1974): Der Wohlstand der Nationen – eine Untersuchung seiner Natur und seiner Ursachen. München, Beck. Seite 19.

---

„[D]ie aggressionsfreie, an der genügsamen Befriedigung der Bedürfnisse orientierte Vorstellung vom guten Leben ist im Konzept des Homo oeconomicus nicht enthalten“<sup>119</sup>. Die Commons-Theorie geht hingegen davon aus, dass der Mensch durchaus zur Genügsamkeit fähig ist. Das Menschenbild des Homo oeconomicus mag zwar in einigen Lebensbereichen vorherrschend sein, der Homo donans, der gebende Mensch, ist aber deshalb nicht abwesend.<sup>120</sup> Die Gesellschaft, welche auf Wettbewerb angelegt ist, sei noch zu sehr im Denken des Menschen als von Natur aus egoistischem Wesen verhaftet.<sup>121</sup>

Ein mit Kindern durchgeführtes Experiment zeigt, dass der Wettbewerbsgedanke erst mit der Einführung eines Belohnungssystems aufkommt. Der Ablauf des Experiments stellte sich wie folgt dar: Den Kindern wurde eine Piratengeschichte vorgelesen. Im Anschluss sollten sie Bilder zum Thema malen. Schließlich führte man Belohnungen ein, pro Bild gab es ein Gummibärchen. Die „Unternehmerpersönlichkeiten“ unter den Kindern begannen in Massenproduktion zu gehen, auf Kosten von Kunst, Kreativität und Qualität.<sup>122</sup> Auch die „Künstlerpersönlichkeiten“ unter den Kindern fühlten sich herausgefordert, blieben sich aber weitgehend treu und malten nur wenige Bilder für die sie ebenfalls belohnt wurden. Schließlich verkündete man den Kindern, dass alle Gummibärchen aufgebraucht seien. „Künstler“ und „Unternehmer“ verloren schlagartig die Motivation.

Ähnliche Experimente belegen, dass sich Menschen zunächst fair und kooperativ verhalten. Sobald einer beginnt, sich egoistisch zu verhalten, nimmt die Fairness auch bei den anderen Testpersonen ab.<sup>123</sup> Erst dann würden die gängigen Maximen des Marktdenkens, des Wettbewerbs und der individuellen Nutzenmaximierung Einzug halten.<sup>124</sup>

Martin Beckenkamp stellt fest, dass Commons-Konzept könne, wie andere auch, scheitern, dann wenn „fremde Logiken“ (wie die des Marktes) in Commons auftreten.<sup>125</sup>

---

<sup>119</sup> Brennholdt-Thomsen: 2011: Seite 255.

<sup>120</sup> Vgl. ebd. Seite 256.

<sup>121</sup> Vgl. ebd. Seite 255f

<sup>122</sup> Vgl. Habermann, F. (2012): Wir werden nicht als Egoisten geboren. In: Helfrich, S./Heinrich-Böll-Stiftung (Hg.): Commons – Für eine neue Politik jenseits von Markt und Staat. Bielefeld, transcript.

<sup>123</sup> Vgl. Ebd. Seite 39 f.

<sup>124</sup> Vgl. beispielhaft: Meretz S. (2012): Ubuntu Philosophie – Die strukturelle Gemeinschaftlichkeit der Commons. In: Helfrich, S./ Heinrich-Böll-Stiftung (Hg.): Commons – Für eine neue Politik jenseits von Markt und Staat. Bielefeld, transcript.

<sup>125</sup> Vgl. Beckenkamp, M. (2012) : Der Umgang mit sozialen Dilemmata – Institutionen und Vertrauen in Commons. In: Helfrich, S./ Heinrich-Böll-Stiftung (Hg.): Commons – Für eine neue Politik jenseits von Macht und Staat. Bielefeld, transcript. Seite 51.

---

Commons laufen immer Gefahr, von „Trittbrettfahrern“ ausgenutzt zu werden. Den einen oder anderen Trittbrettfahrer kann ein Commons, je nach Größe tragen, doch nehmen egoistische Bestrebungen überhand, so scheitert das ganze Commons.

Zu Beginn von modernen Commons sind die Teilnehmer üblicherweise motiviert und gehen mit großem Enthusiasmus zu Werke. Die Gruppe ist meist noch klein, man kennt und vertraut sich.<sup>126</sup> In diesem Stadium der Entwicklung sind somit zwei der zentralsten Bedingungen für gelingendes Commoning gegeben: Vertrauen in die Mitnutzer und direkte Kommunikation. Experimente zeigten, dass die Teilnehmer gerade dann ihre gemeinsamen Güter übernutzen, wenn sie sich nicht kennen und nicht oder schlecht miteinander kommunizieren konnten.<sup>127</sup>

Im Laufe der Zeit und mit wachsender Gruppengröße muss dann begonnen werden, gewisse Richtlinien für den gemeinsamen Umgang aufzustellen, um gemeinschaftsschädigendem Verhalten begegnen zu können.

*„Die Übernutzung einer wertvollen (endlichen) Ressource ist jedoch zweifellos vorprogrammiert, wenn die Ressource allen jederzeit offensteht und die Nutzung in keiner Weise reguliert ist.“<sup>128</sup>*

Regeln und Sanktionen, schaffen Auswege aus den Commons als soziale Dilemmata.

Je nach Beschaffenheit eines Commons-Gutes ist seine regulierte Nutzung jedoch mehr oder weniger aufwändig bzw. notwendig. Freie Softwareprodukte beispielsweise können unbegrenzt kopiert werden, ohne groß Ressourcen zu verbrauchen. Anders liegt der Fall, wenn es um endliche Güter geht.<sup>129</sup>

Die meisten Autoren bleiben mit Vorschlägen über die genaue Ausgestaltung der Regulierungen eher vage, oder glauben an die selbstgestaltende Kraft der jeweiligen Gemeinschaft.

*„In Anlehnung an die Praktiken der heutigen und früheren commonsbasierten Communities können wir annehmen, dass die regionalen Gemeinschaften und Projekte jeweils selbst die Regeln und Organisationsformen finden werden, die für sie am geeignetsten sind“<sup>130</sup>.*

---

<sup>126</sup> Vgl. ebd. Seite 52.

<sup>127</sup> Vgl. Ostrom, E. (2009) : Gemeingütermanagement – eine Perspektive für bürgerschaftliches Engagement. In Helfrich, Silke (Hg.): Wem gehört die Welt? – Zur Wiederentdeckung der Gemeingüter. München, Oekom. Seite 220.

<sup>128</sup> Ebd. Seite 218 f.

<sup>129</sup> Vgl.: Siefkes, C. (2009) : Die Commons der Zukunft – Bausteine für eine commonsbasierte Gesellschaft. In Helfrich, Silke (Hg.): Wem gehört die Welt? – Zur Wiederentdeckung der Gemeingüter. München, Oekom. Seite 210 ff.

<sup>130</sup> Ebd. Seite 214.

---

„Konfliktlösungsmechanismen“ und „abgestufte Sanktionen“ finden sich auch in den von Elinor Ostrom und ihren Mitarbeitern aufgestellten Designkriterien für gelingende Commons (vgl. Anhang, Abbildung 4).

Sämtliche Regeln, Normen, Sanktions- und Ordnungsmechanismen, sowie verfolgte Werte und Normen, sollten von der Gruppe selbst festgelegt werden. Von innen (internalisierte) kommende Werte und Prinzipien seien weitaus stabiler als von außen aufgezwungene.<sup>131</sup>

Gleichberechtigte Partizipation soll allen Commoners die Möglichkeit bieten, eigene Vorstellungen und Wünsche einzubringen, gleichzeitig werden die der anderen Commoners kennengelernt. Es wird versucht, aufkommende Konflikte gemeinschaftlich zu lösen. Zentral ist dabei eine umfassende „Informationspolitik“, wobei jeder das Recht hat, über die Vorgänge im Common informiert zu sein bzw. sich zu informieren.

Ein Designkriterium Elinor Ostroms ist die klare Definition von innen und außen, d.h. es wird festgelegt, wer zum Common gehört, es also nutzen darf, und wer nicht.

Im Falle der urbanen Gemeinschaftsgärten könnte sich die Umsetzung dieses Kriteriums als schwierig erweisen, denn viele Gemeinschaftsgärten sind bewusst als offene Orte definiert, zu denen jeder Zugang hat. Eine trennscharfe Abgrenzung zwischen innen- und außen kann es damit nicht geben, Sanktionen gestalten sich schwierig.

### **5.3 Zwischenfazit: Das moderne Individuum als Commoner**

Im vorangegangenen Abschnitt wurde mit den Commons ein Konzept vorgestellt, welches die Gemeinschaft betont, und in dem Egoismus keinen Platz zu haben scheint. Vielmehr geht das Menschenbild der Commons davon aus, dass erst Wettbewerbsdruck und Gewinnmaximierung den Egoisten im Menschen hervorrufen.

Hat das Commons-Konzept in der „Ellenbogengesellschaft“ einen Platz? Oder sind vielleicht weit weniger Ellenbogen im Spiel als gedacht?

Commons sind keine Garantie für Erfolg, sie sind immer in Gefahr, von Trittbrettfahrern, welche sich auf Kosten der Gemeinschaft bereichern, ausgenutzt zu werden. Commons setzen daher auf die Etablierung von Normen von Innen, Normen, die aus Überzeugung

---

<sup>131</sup> Vgl. Beckenkamp: 2012: Seite 56.

---

verfolgt werden.<sup>132</sup> So einleuchtend das Prinzip sein mag, wie entwickeln sich Commons freundliche Überzeugungen?

Jedes Commons-Mitglied ist bereits durch Strukturen und „fremde Logiken“ (vgl. 5.2 Tragik der Allmende) geprägt, sozusagen vorbelastet. Wie kann es sein, dass plötzlich eine Commons-Logik verfolgt wird?

Ein Blogger behauptet, „Commoning ist eine Tätigkeit, die nicht nur bestimmte soziale Fähigkeiten braucht, sondern diese auch hervorbringt.“<sup>133</sup> Anscheinend erlauben Commons eine Seite im Menschen, welche in der neoliberalen Gesellschaft zu kurz gekommen ist. Umfragen zeigen, dass in Deutschland in den letzten Jahren traditionelle Werte wie Verlässlichkeit und Sicherheit wieder an Bedeutung zunehmen.<sup>134</sup> So geben in der Shell-Jugendstudie von 2010 94% der befragten Jugendlichen an, dass Freundschaften für sie extrem wichtig sind. Das Forschungsinstitut Sinus Sociovision spricht in diesem Zusammenhang von einem Phänomen des „Re-Grounding“. Materieller Wohlstand bleibe zwar wichtig, aber immaterielle Werte wie Familie, Freundschaft, Gesundheit und Heimatverbundenheit machen ihnen Konkurrenz. Es folgt ein Rückzug in überschaubare Räume, den sozialen Nahraum. Urlaub in Deutschland gilt längst nicht mehr als spießig.<sup>135</sup> Selbst das Manager Magazin ist der Ansicht, „[d]ie neue Sehnsucht nach Heimat überstrahlt alles.“<sup>136</sup> Forschungsinstitute wie Allensbach sehen darin einen Wertewandel. Familiensinn, verlässliche Beziehungen, sinkende Fokussierung auf Geld, Ökologische Werte können mögliche Erklärungen für die Widerkehr der Commons-Ökonomie bieten. Am wichtigsten ist aber, dass Commons überschaubar sind, sie bieten dem Individuum dadurch die Möglichkeit, die direkte Lebenswelt auszudehnen und besser zu vernetzen. Commons mögen komplexe Gebilde sein, aber ein Common wie beispielsweise der urbane Gemeinschaftsgarten ist trotzdem überschaubar, durchschaubar – er lässt sich gestalten. Handlungsfolgen lassen sich abschätzen:

*„In ihrer unmittelbaren Lebenswelt erfahren sich die Individuen demnach als aktive Teilnehmer und Gestalter.“<sup>137</sup>*

Die Krisen des Kapitalismus verstärken die bewusste oder unbewusste, Suche nach Alternativen. Die Machthaber sind nicht in der Lage, die Eigendynamik wirtschaftlicher

---

<sup>132</sup> Vgl. ebd. Seite 56.

<sup>133</sup> <http://blog.common.at/commons/was-ist-commoning/>.

<sup>134</sup> Vgl. Rickens, C.: Was jetzt noch Wert hat. In Manager magazin online 04.05.2005.

<sup>135</sup> Vgl. ebd.

<sup>136</sup> Ebd.

<sup>137</sup> Schwietring, T. (2009): Was ist Gesellschaft? –Einführung in soziologische Grundbegriffe. Konstanz, UVK-Verlagsges. Seite 47.

---

Schwierigkeiten zu durchbrechen, das selbstbewusste Individuum beginnt, sein Glück zu versuchen. Gerade die Jugend zeigt Interesse an aktuellen Problemen und ist auch bereit, sich aktiv gegen Missstände einzusetzen. Ein über alle Schichten hinweg hoher Anteil an Jugendlichen stimmt der Aussage „[g]erade weil vieles in Arbeitswelt und Gesellschaft falsch läuft, muss man sich dagegen wehren“<sup>138</sup> (75% Unterschicht, 70 % Oberschicht) zu. Individualisierung und Commoning mögen gegensätzlich anmuten, aber Individualität bedeutet auch, Autonomie zu erlangen, ein eigenes Leben zu führen. Es liegt nahe, die (eingeschränkte) Ernährungssouveränität, welche ein Garten anbietet, unter dem Aspekt des Strebens nach Autonomie zu beleuchten. Lebensmittelskandale haben die Verbraucher verunsichert und die Abhängigkeit von großen Konzernen vor Augen geführt (vgl. auch 6.3 „Alte Gewohnheiten“).

Aktivisten adaptierten die alte Bauernregel „wer die Saat hat, hat das Sagen“<sup>139</sup> und protestieren für mehr Kontrolle der Saatguthersteller. Viele urbane Gärten stellen selbst Saatgut her und kümmern sich um den Erhalt der Sortenvielfalt. Vom Standpunkt des Individuums aus betrachtet demonstriert es mit dem Anbau von eigenem Gemüse aus selbstgezogenem Saatgut seine Autonomie gegenüber der Landwirtschafts- und Lebensmittelbranche. Die Bemühungen mögen symbolischer Natur sein, aber gerade symbolischer und punktueller Protest bzw. Umweltschutz sind für die zweite Moderne bislang prägend.

Commons sind somit nicht nur eine Möglichkeit (individuellen) Protests, sie sind – wenn sie funktionieren – auch höchst demokratische Gebilde in denen sich jeder aktiv einbringen kann. Die steigende Anzahl von Bürgerbegehren zeugt vom Wunsch nach Selbst- und Mitbestimmung. Commons machen es hier leicht. Der alte Leitspruch vom „Leben und leben lassen“ ist in der „Verfassung“ urbaner Gemeinschaftsgärten präsent. Jeder darf sich ausleben und einbringen, Künstler und Demokrat zugleich sein.

Der Commoner, wenngleich er im Sinne der Gemeinschaft agiert, kann zugleich individualistische Bestrebungen verfolgen, solange die Selbstverwirklichung nicht in Egoismus umschlägt. Dies lässt die Prämisse, dass die Regeln aus der Gemeinschaft selbst kommen müssen, umso verständlicher werden. Die individuellen Bestrebungen müssen sich mit denen der Gemeinschaft grundsätzlich decken.

---

<sup>138</sup> Albert, M. (2010): Jugend 2010 – Eine pragmatische Gesellschaft behauptet sich. Frankfurt am Main, Fischer-Taschenbuch-Verl. Seite 218.

<sup>139</sup> Vgl. Beispielsweise [bund-naturschutz.de](http://bund-naturschutz.de)

---

Im Garten haben die Akteure die Möglichkeit, etwas zu gestalten, sich ein Stück Raum anzueignen und dieses nach den eigenen Vorstellungen zu Nutzen und zu bebauen. Dies erfüllte schon die ersten Kleingärtner mit Zufriedenheit. Karen Meyer-Rebentisch schreibt in „Das ist Urban Gardening“: „[i]m Garten kann [...] jeder sinnvoll tätig sein und die Früchte seiner Arbeit genießen...“<sup>140</sup> Alles was im Garten erdacht und geschaffen wird, geschieht zunächst auf einem abgegrenzten Areal, einem geschützten Raum, man könnte sagen, in einer Parallelwelt. Aber dadurch können die Akteure die Früchte ihrer Arbeit im wahrsten Sinne des Wortes relativ schnell erkennen und ernten. Dies motiviert zu immer neuen Aktionen und Anstrengungen.

---

<sup>140</sup>Meyer-Rebentisch: 2013: Seite 60.

---

## **6 Idee III - „Gärtnern heißt Lernen“**

Im Titel dieser Arbeit wird der Garten als „Erprobungsraum“ bezeichnet. Unter „erproben“ findet man im Duden u.a. die Stichworte „Testphase“ und „Pilotprojekt“. Erproben selbst wird dort definiert als „auf die Eignung zu etwas prüfen, einer Belastungs- oder Bewährungsprobe unterziehen“. Im urbanen Gemeinschaftsgarten werden eine Reihe von Ideen – die Wirtschaftsform der Commons, Selbstversorgung, Naturnähe und Inklusion - erprobt.

Die Akteure setzen nicht nur vorgefertigte Ideen um, mittels kreativer Prozesse erschließen sie sich auch neue Ideen und Möglichkeiten. Dabei kommt es nicht darauf an, eine „große Lösung“ im Sinne eines Masterplanes zu finden. Der Garten wird als Freiraum betrachtet, der kreativ und mitunter sehr unkonventionell gestaltet werden kann. Die Abkehr von alten Gewohnheiten fällt durch die kreative Atmosphäre leichter, denn Selbstverständlichkeiten sollen bewusst umgedeutet werden.

### **6.1 Jenseits starrer Strukturen und Denkmuster, Handlungsalternativen**

Urbane Gärten sind Freiräume, Freiräume der Kreativität und des Ausprobierens. Eine strukturelle Eigenschaft, welche von viele Autoren, welche über Urban Gardening schreiben (implizit) betont wird.

*„Eine der wichtigsten Zutaten für das Gelingen ist dabei, dass der Ort noch nicht vordefiniert und verregelt ist.“<sup>141</sup>*

Diese besondere Eigenschaft hat das Potential, bisherige Strukturen und Denkmuster zu hinterfragen und zu verändern.

Offensichtlich ist es schwer, aus stabilen Paradigmen auszubrechen, sich von ihnen zu lösen. Selbst dann, wenn die Nebenfolgen einer Entwicklung immer wieder und immer deutlicher zu Tage treten. Beispielhaft sei hier etwa das Paradigma des Wirtschaftswachstums benannt. Die heutige Bundeskanzlerin Angela Merkel sagte 2003 „Wachstum ist nicht alles, das ist wahr. Aber ohne Wachstum ist alles nichts“<sup>142</sup>.

Aber Wachstum ist längst nicht mehr alternativlos. Lange schon, insbesondere seit den 1970er Jahren gibt es Kritik am Festhalten westlicher Länder am Wirtschaftswachstum.

---

<sup>141</sup> Vgl. Müller, C. (2012) : Reiche Ernte im Gemeinschaftsgarten. In: Helfrich, S./ Heinrich-Böll-Stiftung (Hg.) : Commons – Für eine neue Politik jenseits von Markt und Staat. Bielefeld, transcript. Seite 269.

<sup>142</sup> Hirata, J.: Zum systematischen Stellenwert von Wirtschaftswachstum – Ziel, Mittel oder weder noch?. April 2012.

---

Trotzdem werden Wirtschaftskrisen nach wie vor mit Wachstum bekämpft. Die jüngsten Maßnahmen zur Belebung der Wirtschaft zeigen, wie sehr man weiterhin im Wachstumsdenken verhaftet ist.

Eine Erklärung für dieses Verhalten liefern die Autorinnen Irmi Seidl und Angelika Zahrt. Die Tatsache, dass zentrale Bereiche in Gesellschaft, Politik und Wirtschaft bzw. ihre Institutionen „existentiell auf ständiges Wachstum angewiesen sind“<sup>143</sup> sei ursächlich. Politik und Wirtschaft versuchten daher, diese Institutionen zu erhalten, auch wenn damit nur die Folgen einer Fehlentwicklung bekämpft würden und nicht die Ursachen selbst. Eine Abkehr vom Paradigma des Wirtschaftswachstums könne nur gelingen, wenn auch die vom Wachstum abhängigen Institutionen umgestaltet würden.

*„Es scheint tiefer liegende Systemzwänge zu geben, die Wirtschaft und Politik an der Hoffnung auf ständiges Wirtschaftswachstum als Ziel festhalten lassen.“<sup>144</sup>*

Es bedürfe einer Veränderung der Struktur, um „Wachstumszwang bzw. „Wachstumsdrang“ zu durchbrechen und seine „Vorrangstellung“ im Konfliktfall aufzulösen.<sup>145</sup>

Der ehemalige Direktor des Instituts für Wirtschaft und Gesellschaft, Meinhard Miegel, glaubt ebenfalls nicht an das Model Wachstum = Wohlstand, er hält es für überholt.

*„Wir sitzen in einem Segelboot, dessen Segel falsch gesetzt sind, weil der Wind gedreht hat.“<sup>146</sup>*

Andererseits glaubt er, Anzeichen dafür zu erkennen, dass die Gesellschaft lernt und beginnt, aus den alten Denkmustern auszubrechen. Klaus Burmeister und Andreas Neef sprechen vom „gereifte[n] Konsumenten“<sup>147</sup>, der Produkte kritisch hinterfragt.

Der Ausbruch aus alten Strukturen ist schwierig, denn die meisten Räume sind bereits vorgefertigt. Räume, deren Bestimmung, deren Sinn und Zweck vordefiniert sind, wenn man sie betritt. Jeder, der ein Geschäft, eine Bank oder ein Regierungsgebäude betritt, weiß wofür es genutzt wird, welches Verhalten angebracht ist und welches nicht.<sup>148</sup>

Die Ermöglichung kollektiven Lernens ist nach Klaus Eder eine zentrale Leistung sozialer Bewegungen.

---

<sup>143</sup> Seidl, I. / Zahrt, A. (Hg.) (2010): Postwachstumsgesellschaft – Konzepte für die Zukunft. Marburg, Metropolis-Verlag. Seite 23.

<sup>144</sup> Ebd. 34.

<sup>145</sup> Vgl. ebd. 23 f.

<sup>146</sup> Miegel, M.: Zwischen Ideen und Ideologien. In faz.net. 21.03.2011.

<sup>147</sup> Burmeister, K. / Neef, A. (2004): Der Stoff, aus dem die Zukunft ist – Klaus Burmeister und Andreas Neef über Innovationskultur. In Grosz, A. / Witt J. (Hg.): Living at work. München, Hanser. Seite 101.

<sup>148</sup> Vgl. Müller:2011: Seite 37

---

*„Soziale Bewegungen erzeugen ‚Freiräume‘ für Denken und Handeln jenseits institutionell normierter sozialer Räume.“<sup>149</sup>*

Ein urbaner Gemeinschaftsgarten ist so ein undefinierter, freier Raum und dies keinesfalls im abstrakten Sinne. Der Garten lässt sich betreten, anfassen und ist begrenzt. Ein Garten kann die komplexe Lebenswelt, mit anderen Worten die Abstraktheit vieler Vorgänge reduzieren und begreifbar machen. Die Leitsprüche „es ist deine Stadt, grab sie um“, und „eine andere Welt ist pflanzbar“ spielen auf diese „Begreifbarkeit“ an.

Urbane Gärten entstehen auf bisher ungenutzten brachliegenden Flächen, die nicht nur „Freiheiten“ bieten, sondern auch eine noch ungewöhnliche Nutzung anbieten.

Die Gärten zeigen, dass es für freie Flächen auch andere Möglichkeiten der Nutzung gibt als die obligatorische Bebauung. Silke Helfrich und andere Autoren sind der Ansicht, erst der Anblick des Ungewohnten schärft den Blick für Alternativen. Ein Gemeinschaftsgarten „ermöglicht die Erkenntnis, dass Stadt ganz anders gestaltbar und erlebbar sein kann“<sup>150</sup>, und dass alle Räume durch menschliche Definition konstruiert sind.

Urbane Gärten können „Modellregionen“ sein, in denen neue Ideen erprobt und vorgelebt werden. Dann besteht die Chance, dass das „Neue“ auch außerhalb der Modellregion, außerhalb des Labors, akzeptiert und übernommen wird. Nicht nur Kinder, auch Erwachsene suchen nach der „Entdeckung eines undefinierten Terrains“<sup>151</sup>, welches es ermöglicht, die eigene Kreativität auszuleben, ähnlich dem Moment, in dem begonnen wird, auf ein weißes Blatt zu zeichnen.

*„Was Bewegungen auszeichnet, ist, besondere Situationen bereitzuhalten, in denen ‚anders‘ gelernt werden kann.“<sup>152</sup>*

Lernen bedarf der Kommunikation, denn durch sie ergeben sich Lernchancen. Dabei wird insbesondere dann kommuniziert, wenn sich Unsicherheiten ergeben,<sup>153</sup> wie es ja im urbanen Gemeinschaftsgarten tagtäglich der Fall ist, schließlich muss jedes Vorgehen erst verhandelt werden – Wer darf ernten? Gibt es Parzellen und/oder Gemeinschaftsfläche?<sup>154</sup>

---

<sup>149</sup> Eder, K. (2000) : Kulturelle Identität zwischen Tradition und Utopie – soziale Bewegungen als Ort gesellschaftlicher Lernprozesse. Campus, Frankfurt. Seite 148 f.

<sup>150</sup> Müller: 2011: Seite 37.

<sup>151</sup> Ebd. Seite 37.

<sup>152</sup> Ebd. Seite 150.

<sup>153</sup> Vgl. ebd. Seite 216.

<sup>154</sup> Vgl. Meyer-Rebentisch: 2013: 73

---

## 6.2 Kreativer Dilettantismus

Ein Common ist nicht, es muss erschaffen werden und wie das geht, wissen auch die Commoner im Gemeinschaftsgarten nicht so genau. Damit ein Common funktioniert, benötigt es Kreativität und den Erfindungsreichtum seiner Akteure. Nach der Theorie der Commons kann es keine vorgefertigten Lösungen geben. Jedes Konzept muss immer an die Gegebenheiten vor Ort angepasst werden. Es gibt „Richtlinien“ für gelingende Commons (vgl. Anhang), aber der Teufel steckt bekanntlich im Detail und jedes Common ist anders. Die Menschen, die im Gemeinschaftsgarten zusammenkommen, sind Stadtbewohner, viele von ihnen hatten noch nie mit Gartentätigkeiten zu tun – und haben dem entsprechend keine oder wenig Ahnung. Der Garten bietet die Möglichkeit, einfach mal anzufangen. Die große Lösung gibt es nicht, aber ein Versuch wird gestartet.

*„Wir finden es gut, dass sich die Menschen nach Jahren der Empörung langsam anfangen zu engagieren, Verantwortung für die Gesellschaft zu übernehmen und diese nach ihren eigenen Vorstellungen zu gestalten.“<sup>155</sup>*

Die Möglichkeit des Scheiterns wird dabei durchaus einkalkuliert. „Scheitern“ bedeutet im urbanen Garten üblicherweise, dass Pflanzen, aus diesen oder jenen Gründen nicht richtig wachsen, oder gar die Ernte ausfällt.

*„Nomadisch Grün arbeitet neben der Umwandlung von Freiflächen in produktives Grün an der Schaffung von Orten, an denen man gemeinsam Lernen und Dinge ausprobieren kann. [...]Bei all dem sind wir selber keine Profis oder Experten. Durch gemeinsames Ausprobieren und das Austauschen von Erfahrungen und Wissen eignen wir uns nicht nur alte Kulturtechniken wieder an, sondern lernen gleichzeitig gemeinsam vieles über biologische Vielfalt, Stadtökologie, Klimaanpassung, Recycling, nachhaltigen Konsum und zukunftsfähige Formen städtischen Lebens.“<sup>156</sup>*

Viele Erfolge entstehen aus Misserfolgen, daher soll ein Gemeinwesen entstehen, welches „eine Innovationskultur entwickelt und lebt, in der das Scheitern kultiviert wird und Anpacken Kult ist.“<sup>157</sup>

Niemand kann bereits im Vorfeld sagen, welche Maßnahmen funktionieren und angenommen werden. Die Gemeinschaftsgärten unterliegen einem ständigen Prozess des Ausprobierens, es werden neue kreative Lösungen gefunden und andere verworfen.

---

<sup>155</sup> Thalheim, D.: Die Stadtpflanzer kommen: Der Kartoffelacker im Hinterhof? In: Leipziger Internet Zeitung, 12.04.2012.

<sup>156</sup> <http://prinzessinnengarten.net/wir/>.

<sup>157</sup> Burmeister / Neef: 2004: Seite 103.

---

Es gibt hier nicht den allwissenden Lehrer, dem alle folgen, es herrscht daher ein akuter Mangel an Expertenwissen. Ein interessanter Umstand, da Expertensysteme doch in der modernen Gesellschaft allgegenwärtig sind, ihnen jedoch umgekehrt immer weniger vertraut wird.

Es wäre jedoch utopisch zu glauben, dass das kreative Durcheinander im Gemeinschaftsgarten für jeden ein ansprechender Zustand wäre.

Hierzu eine kleine Anekdote aus dem Kölner Stadtanzeiger: Für die Senioren eines Altenheimes gab es eine kleine Führung über einen Kölner Gemeinschaftsgarten. Die spontane Reaktion der Senioren auf die örtlichen Verhältnisse – Ablehnung. Im Garten des Heims sei es viel schöner und ordentlicher.<sup>158</sup>

### **6.3 Alte Gewohnheiten**

Beispielhaft für „alte Gewohnheiten“, an die sich der Gemeinschaftsgarten heranwagt, soll im Folgenden die „Kluft“ zwischen Umweltwissen und Verhalten ausgeführt werden.

Zwischen ökologischem Bewusstsein und umweltgerechtem Verhalten klafft eine große Lücke. Interessanterweise ist dies gerade bei den etablierten Milieus der oberen Mittel- und Oberschicht der Fall, deren ökologischer Fußabdruck, trotz relativ ausgeprägten Umweltbewusstseins besonders groß ist.<sup>159</sup> Das Verhalten ist ambivalent, es bewegt sich zwischen ökologisch sinnvollen und ökologisch schädlichen Verhaltenspolen hin und her. Da man sich einen ökologischen Lebensstil in den oberen Schichten (dauerhaft) leisten könnte, sind die Dissonanzen zwischen Einstellung (Wissen) und Verhalten besonders interessant. Es finden sich verschiedene Ansätze, welche die „Kluft“ zu erklären versuchen.

Ein Grund für das „weiter so“ vieler Verbraucher bzw. für ihr inkonsequentes Verhalten, ist die Unsicherheit darüber, welche Produkte und welches Verhalten nun wirklich nachhaltig sind. Zwar gibt es eine Vielzahl von Qualitätslabels, die sich aber oft nur schwer vergleichen lassen bzw. Mängel in den Bewertungskriterien aufweisen.<sup>160</sup>

Die ökologischen Bemühungen sind daher meistens nur punktuell. Es treffen eine Vielzahl von Faktoren aufeinander, welche den Verbraucher vom ökologisch sinnvollen Konsum

---

<sup>158</sup> Vgl. Waldschmidt, K.: Urban Gardening - Ausflug in den wilden Garten. In: Kölner Stadt-Anzeiger, 10.06.2013.

<sup>159</sup> Vgl.: Heidbrink, L. / Schmidt, I. / Ahaus, B. (2011): Die Verantwortung des Konsumenten – Über das Verhältnis von Markt, Moral und Konsum. Frankfurt am Main, Campus Verlag. Seite 187.

<sup>160</sup> Vgl. ebd. Seite 194 f.

---

abhalten bzw. dazu führen, dass dieser seine Anstrengungen selbst wieder zunichtemacht. Der urbane Gemeinschaftsgarten bietet die Chance, einige der genannten Faktoren zu überbrücken. Der Eigenanbau von Pflanzen liefert gesicherte Informationen über deren Herkunft, die Verwendung von Pestiziden und den ökologischen Mehrwert. Im urbanen Gemeinschaftsgarten fallen Erzeuger und Verbraucher zusammen. Es verringert sich die Komplexität bei einer gleichzeitigen Erhöhung der Transparenz von Produkten.

Ein weiteres Modell ist die Erwartungstheorie. Diese geht davon aus, dass der aus einem bestimmten Verhalten resultierende Verlust deutlich negativer bewertet wird, als der Hinzugewinn. Entschließt man sich, mit dem Fahrrad zur Arbeit zu fahren, fallen vor allem die Anstrengung und die Gefahr der schlechten Witterung auf. Der Nutzen für die Umwelt wird nach diesem Modell weniger deutlich berücksichtigt. Dazu bedarf es auch einer veränderten Vorstellung von Wohlstand. Konsummuster sind mit Lebensstilen verknüpft. Menschen definieren sich und kommunizieren maßgeblich über ihr Konsumverhalten. Sie ordnen sich damit einer Schicht, einem Milieu zu. Diese Funktion des Konsums hat in der zweiten Moderne eine neue Qualität hinzugewonnen. Weniger die Stellung im Produktionsprozess bestimmt den Status und die Identität einer Person, als vielmehr ihre Konsummuster.<sup>161</sup> Hier hat man es erneut mit einer Dilemmasituation zu tun.

Ein Beispiel: In gehobenen Milieus ist es zwar üblich, sich um ökologischen Konsum zu bemühen und man definiert sich auch teilweise über solche „Leistungen“, ein kosmopolitisches Leben mit Fernreisen gehört aber ebenso zum Definitionsmuster dieser Schicht. Es lässt sich nur mutmaßen, dass die Erfahrung des Urban Gardening einen Reflexionsprozess in Gang bringen kann und so vielleicht für Gewohnheiten, welche ökologischer Nachhaltigkeit entgegenstehen, „Ersatz“ gefunden wird. Viele Akteure berichten, wie gerne sie Zeit im Garten verbringen. Zeit, die sie sonst möglicherweise im Kaufhaus oder auf einem Wochenendtrip verbracht hätten. Konsumpräferenzen sind veränderlich, schließlich entstehen sie erst im Laufe der Sozialisation über Erfahrungen und Interaktionen.<sup>162</sup> Die positive Einwirkung von Urban Gardening könnte sich in einer Verringerung des sogenannten kompensatorischen Konsums niederschlagen.

*„Psychologische Experimente wiederum legen nahe, dass Menschen mittels Konsum und insbesondere des Erwerbs von Prestigeobjekten und Luxusgütern versuchen, die Erfahrung von Ohnmachtsgefühlen psychologisch auszugleichen“<sup>163</sup>.*

---

<sup>161</sup> Vgl. ebd. Seite 185 f.

<sup>162</sup> Vgl. ebd. Seite 187.

<sup>163</sup> Ebd.: Seite 186.

---

## **7 Ausblick: Urban Gardening - eine Modeerscheinung?**

Urban Gardening ist zunächst, allein schon auf Grund der Neuheit des Phänomens eine Mode, - Gärtnern ist schick. Ob daraus ein Paradigmenwechsel, eine Abkehr vom geltenden Wohlstandsmodell und umgekehrt die Etablierung starker Bürgerstrukturen entstehen wird, kann nur die Zeit zeigen. Bislang befänden sich die urbanen Gemeinschaftsgärten noch in einer vielversprechenden Anfangssituation.<sup>164</sup>

Jetzt schon sagen lässt sich aber: Urban Gardening ist eine gelungene Innovation, eine Innovation, die beginnt, sich zu professionalisieren.

Andrea von Allwörden schreibt in der taz: „[d]as Pionierstadium ist lange überschritten“. Mit Blick auf aktuelle Entwicklungen sieht sie einen Trend zur Kommerzialisierung und fragt: „[w]ird der Paletten Garten zum Businessmodell?“<sup>165</sup>

Im vorangegangenen Kapitel klang es in der Anekdote über die kritischen Senioren bereits an: Nicht jeder kann mit der Lässigkeit und der mitunter gepflegten Planlosigkeit im Gemeinschaftsgarten etwas anfangen. Auch innerhalb der Szene wünschen sich einige professionellere Strukturen, andere wiederum nicht. Es steht ein neuer Aushandlungsprozess an, wie er für urbane Gärten typisch ist. Ein junges Phänomen beginnt sich zu professionalisieren. Gärten stellen Mitarbeiter ein.

Der Prinzessinnengarten hat bereits einige Arbeitsplätze geschaffen. Ehemalige Langzeitarbeitslose kümmern sich u. a. um das garteneigene Café. Es ist zwar positiv, dass die gemeinnützigen Projekte Arbeitsplätze hervorbringen. Andererseits läuft man Gefahr, sich den alten Strukturen und Dualismen, in diesem Fall Erwerbsarbeit vs. Eigenarbeit, wieder anzunähern. Die Kreativität der urbanen Gärten lebt bislang von der dort herrschenden Strukturlosigkeit. Auch die Verantwortlichkeit der Mitglieder würde sich wohl reduzieren, „Hauptamtliche“ halten die Zügel in der Hand. Freiwillige werden zu Helfern, ohne echte Verantwortung. Obwohl die Frage, wer einen Gemeinschaftsgärten bislang zusammenhält nicht wirklich zu klären war. Es scheint ein kleiner Kreis aus besonders engagierten (Gründungs-)mitgliedern zu sein.

Urban Gardening wird im Laufe der Entwicklung des Phänomens immer mehr Struktur annehmen. Viele Gärten sind inzwischen eingetragene Vereine. "o'pflanz is! e. V.“ nennt sich der Münchner Gemeinschaftsgarten. Die Berliner Gärten sind unter dem Dachverband „Nomadisch Grün e.V.“ organisiert. Nomadisch Grün ist sogar Herausgeber eines Buches

---

<sup>164</sup> Vgl. Müller: 2011: 14

<sup>165</sup> Allwörden, A.: Das Pionierstadium ist lange überschritten. In: taz 03.06.2013.

---

über die Berliner Gärten, es heißt, „Prinzessinnengärten. Anders Gärtnern in der Stadt“. Auch auf die Presse hat man sich eingestellt, es gibt eigene E-Mail-Adressen für Presseanfragen und der Garten „Rosa Rose“ bittet um Presseanfragen erst nach vorheriger Recherche auf der Webseite.

Inzwischen gibt es auch eine Art „Bauanleitung“ für urbane Gemeinschaftsgärten, herausgegeben von der University of Missouri. Das Paper nennt sich „Community Gardening Toolkit“. Interessierte lernen in zehn Schritten den Aufbau eines Community Gardens. Angefangen bei „Step 1: Talk with friends and neighbors“ hin zu „Step 10: Celebrate your success“.

Es bleibt abzuwarten ob die Begeisterung für Urban Gardening anhält, wenn der Zauber des Anfangs verflogen ist. Urbane Gemeinschaftsgärten könnten künftig aber auch zum gewohnten Stadtbild gehören, womit sich der Wunsch vieler urbaner Gärtner erfüllen würde. Ein Experimentierfeld, Modellregion gar, wären die Gärten dann nicht mehr, denn mit der Zeit rückt sie aus der Sphäre des Außeralltäglichen heraus und gingen über in die Sphäre des Gewohnten.

---

## 8 Fazit: Auf dem Weg zu einem anderen Miteinander?

*„Der Garten ist ein Biotop im doppelten Sinne. Hier kann ein anderes soziales Miteinander ausprobiert werden auf dem Weg zu einer gerechteren Welt“<sup>166</sup>*

Zunächst stellt sich die Frage: Wohin geht der Weg? Wie sieht dieses andere Miteinander aus? Im Rückgriff auf die bisherigen Abschnitte lässt sich feststellen: Der im urbanen Gemeinschaftsgarten eingeschlagene Weg führt in Richtung von Gemeinschaft, Teilhabe und Respekt. Das „Miteinander“ beschränkt sich dabei nicht nur auf das Miteinander zwischen Menschen, sondern auch auf dasjenige zwischen Mensch und Natur.

Die Gemeingüterökonomie setzt auf die nachhaltige Nutzung der Natur, ohne sie also irreparabel zu schädigen. Dies verbietet sich auch aus Respekt vor den Mitnutzern, den Commoners. Im urbanen Gemeinschaftsgarten werden Handlungsalternativen erprobt, Alternativen, die die Etablierung eines immateriellen Wohlstandsmodells begünstigen können. Die Definition eines solchen Wohlstandsmodells könnte wie folgt lauten:

*„[...] ist Wohlstand nicht vielmehr friedliches Zusammenleben aller, sich umeinander sorgen und versorgt sein, sich sicher und geborgen zu fühlen?“<sup>167</sup>*

Diese Definition von Wohlstand hebt Sicherheit und vertrauensvolle menschliche Interaktionen als Quelle des Wohlstands hervor.

Der Wachstumskritiker Meinhard Miegel glaubt, ein wirtschaftlich schwächer werdender Staat sei die Chance für eine Bürgergesellschaft.

Demnach könne ein schrumpfender Sozialstaat auch ein Gewinn sein, das derzeit ungenutzte „soziale Potenzial“<sup>168</sup> zu entfalten:

*„Das enge Korsett staatlicher Vorgaben wird lockerer, und die Menschen können Fähigkeiten und Kräfte nutzen, die bisher weitgehend brach liegen.“<sup>169</sup>*

Die bislang beim Staat liegende allumfassende Verantwortung ginge dann immer mehr auf den Bürger über. Meinhard Miegel hofft auf einen persönlicheren Umgang der Menschen untereinander, welche bislang nur von der „eisernen Klammer des Sozialstaats“ zusammengehalten würden. Die Gärtner suchen nach einem „besseren Leben“ in der Stadt und ziehen sich nicht als „Aussteiger“ auf Landkommunen zurück, wie es in den 70er Jahren verbreitet der Fall war.

---

<sup>166</sup> Meyer-Rebentisch: 2013: Seite 41.

<sup>167</sup> Brennholdt-Thomsen: 2011: Seite 255.

<sup>168</sup> Miegel: 2010: Seite 205.

<sup>169</sup> Ebd.

---

Selber tun, Dinge in die Hand nehmen und einfach anfangen werde im Garten hoch geschätzt. Bastian Gartelmann vom internationalen Garten in Bremen spricht deshalb von einer Dafür-Bewegung: „Wir haben es mit einer Dafür- und keiner Dagegen-Bewegung zu tun“<sup>170</sup>

Eine Dafür-Bewegung welche nicht nur Missstände anprangert und auf den großen Plan wartet, sondern im Kleinen anfängt und punktuell Zeichen setzt.

So idealistisch die Gemeinschaftsgartenwelt klingt, kämpft sie doch mit Differenzen, welche auch in den unterschiedlichen Auffassungen von Privatsphäre begründet liegen. Manche Gärtner ziehen (wie es teils toleriert wird) einen Zaun um ihre Parzelle. Andererseits, jede Parzelle sieht dann anders aus<sup>171</sup> und versinnbildlicht so die Unterschiedlichkeit der Mitglieder. Die Modellsituation im Gemeinschaftsgarten führt sicherlich zu einem anderen Miteinander – definiert man dieses Mittels – Gemeinwohlorientierung, Toleranz, Gegenseitigkeit.

Die Literatur über Gemeinschaftsgärten zeugt von Guten und gutgemeinten Ideen, die die Harmonie zwischen allen Beteiligten zum Ziel haben. Die Ausgestaltung dieses harmonischen Zusammenlebens beginnen die Gemeinschaftsgärten zu erproben, wobei wohl noch eine Reihe von Diskussionen und Meinungsverschiedenheiten ausstehen.

---

<sup>170</sup> Gartelmann, B.: Es ist eine Dafür-Bewegung. In taz

<sup>171</sup> Vgl. Meyer-Rebentisch: 2013: Seite 65

## 9 Quellenverzeichnis

Albert, M. (2010): Jugend 2010. Eine pragmatische Generation behauptet sich. Frankfurt am Main, Fischer-Taschenbuch-Verl

Baumann Z. (2003): Flüchtige Moderne. Frankfurt am Main, Suhrkamp

Beck, U. (1994): Jenseits von Klasse und Stand?. In Beck U./Beck-Gernsheimer E. (Hrsg.): Riskante Freiheiten – Individualisierung in modernen Gesellschaften. Frankfurt am Main, Suhrkamp.

Beck, U. / Giddens, A. / Lash, S. / Rang, P. (1996): Reflexive Modernisierung. Eine Kontroverse. Frankfurt am Main, Suhrkamp

Beck U. (2004): Schöne neue Arbeitswelt – Ulrich Beck über die politische Ökonomie der Unsicherheit. In Grosz, A. / Witt J. (Hg.): Living at work. München, Hanser

Beck, U. / Lau, C. (2004): Entgrenzung und Entscheidung. Was ist neu an der Theorie reflexiver Modernisierung? Frankfurt am Main, Suhrkamp (Edition Zweite Moderne)

Beck, U. (2007): Weltrisikogesellschaft. Auf der Suche nach der verlorenen Sicherheit. Frankfurt, Suhrkamp

Beckenkamp M. (2012): Der Umgang mit sozialen Dilemmata – Institutionen und Vertrauen in Commons. In: Helfrich, S./Heinrich-Böll-Stiftung (Hg.): Commons - Für eine neue Politik jenseits von Markt und Staat. Bielefeld, transcript

Bernard A.: Zukunft war gestern. In Süddeutsche Zeitung Magazin, Heft 22, 2013.

Bollier D. / Helfrich S. (2012): Commons als transformative Kraft – Zur Einführung. In: Helfrich, S./Heinrich-Böll-Stiftung (Hg.): Commons - Für eine neue Politik jenseits von Markt und Staat. Bielefeld, transcript.

Brennholdt-Thomsen V. (2011): Ökonomie des Gebens. Wohlstand durch Subsistenz. In Müller, C. (Hg.): Urban Gardening – Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt. München, oekom. (4. Auflage)

Burmeister K. / Neef A. (2004): Der Stoff, aus dem die Zukunft ist – Klaus Burmeister und Andreas Neef über Innovationskultur. In Grosz, A. / Witt J. (Hg.): Living at work. München, Hanser

- Eder, K. (2000): Kulturelle Identität zwischen Tradition und Utopie - soziale Bewegungen als Ort gesellschaftlicher Lernprozesse. Campus, Frankfurt.
- Gellenbeck K. (2012): Gewinn für alle – Genossenschaften als Wirtschaftsmodell der Zukunft. Frankfurt am Main, Westend.
- Grossarth J. (2011): Vom Aussteigen und Ankommen – Besuche bei Menschen die ein einfaches Leben wagen. Riemann, München. (2. Auflage)
- Habermann F. (2012): Wir werden nicht als Egoisten geboren. In: Helfrich, S./Heinrich-Böll-Stiftung (Hg.): Commons - Für eine neue Politik jenseits von Markt und Staat. Bielefeld, transcript.
- Heidbrink, L. / Schmidt, I. / Ahaus, B. (2011): Die Verantwortung des Konsumenten - Über das Verhältnis von Markt, Moral und Konsum. Frankfurt am Main, Campus Verlag
- Heisting, A. (2011): Leben von Gärten. Warum urbane Gärten wichtig sind (...). In Müller, C. (Hg.): Urban Gardening – Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt. München, oekom. (4. Auflage)
- Helfrich, S. / Heinrich-Böll-Stiftung (Hg.) (2012): Commons - Für eine neue Politik jenseits von Markt und Staat. Bielefeld, transcript.
- Helfrich, S. (Hg.) (2009): Wem gehört die Welt? Zur Wiederentdeckung der Gemeingüter. München, oekom
- Hitzler, R. / Bucher, T. / Niederbacher, A. (2001): Leben in Szenen. Formen jugendlicher Vergemeinschaftung heute. Opladen, Leske + Budrich
- Hitzler R. (2008): Brutstätten posttraditionaler Vergemeinschaftung – Über Jugendszenen. In Hitzler, R./Honer A./Pfadenhauer M. (Hg): Posttraditionale Gemeinschaften - Theoretische und ethnografische Erkundungen. Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden
- Kern, T. (2008): Soziale Bewegungen. Ursachen, Wirkungen, Mechanismen. 1. Aufl. Wiesbaden: Verl. für Sozialwissenschaften
- Knoblauch H. (2000): Das Strategisch Ritual der kollektiven Einsamkeit – Zur Begrifflichkeit und Theorie des Events. In Gebhardt W./Hitzler R./Pfadenhauer M. (Hg.): events – soziologie des außergewöhnlichen. Leske + Budrich, Opladen

Kropp, C. (2011): Gärtner(n) ohne Grenzen - Eine neue Politik des "Sowohl-als-auch" urbaner Gärten?. In Müller, C. (Hg.): Urban Gardening – Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt. München, oekom (4. Auflage)

Lorberg F. (2011): Agrarfluren und Stadtentwicklung. In Müller, C. (Hg.) : Urban Gardening – Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt. München, oekom. (4. Auflage)

Meretz S. (2012): Ubuntu Philosophie – Die strukturelle Gemeinschaftlichkeit der Commons. In: Helfrich, S./Heinrich-Böll-Stiftung (Hg.): Commons - Für eine neue Politik jenseits von Markt und Staat. Bielefeld, transcript.

Meyer-Rebentisch, K. (2013): Das ist urban Gardening – Die neuen Stadtgärtner und ihre kreativen Projekte. München, blv

Miegel M. (2010): Exit - Wohlstand ohne Wachstum. Berlin, Propyläen

Müller C. (2011): Urban Gardening. Grüne Signaturen neuer urbaner Zivilisation. In Müller, C. (Hg.): Urban Gardening – Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt. München, oekom. (4. Auflage)

Müller, C. (2012): Reiche Ernte im Gemeinschaftsgarten. In: Helfrich, S./Heinrich-Böll-Stiftung (Hg.): Commons - Für eine neue Politik jenseits von Markt und Staat. Bielefeld, transcript.

Offe C. / Fuchs S. (2001): Schwund des Sozialkapitals? - Der Fall Deutschland. In Putnam, R. D. (Hg.) : Gesellschaft und Gemeinsinn - Sozialkapital im internationalen Vergleich. Gütersloh, Bertelsmann Stiftung.

Ostrom E. (2009): Gemeingütermanagement – eine Perspektive für bürgerschaftliches Engagement. In Helfrich, S. (Hg.): Wem gehört die Welt? Zur Wiederentdeckung der Gemeingüter. München, oekom

Prisching, M. (2008): Paradoxien der Vergemeinschaftung. In Hitzler R./Honer A./Pfadenhauer M. (Hrsg.): Posttraditionale Gemeinschaften – Theoretische und ethnografische Erkundungen. Wiesbaden, Verlag für Sozialwissenschaften.

Quilligan J. (2012): Warum wir Commons von öffentlichen Gütern unterscheiden müssen. In: Helfrich, S./Heinrich-Böll-Stiftung (Hg.): Commons - Für eine neue Politik jenseits von Markt und Staat. Bielefeld, transcript.

Radermacher J. (2004): Die Wiederentdeckung der Langsamkeit – Franz Josef Radermacher über den Bumerangeffekt des technischen Fortschritts. In Grosz, A. / Witt J. (Hg.): Living at work. München, Hanser

- Raschke, J. (1987): Zum Begriff der sozialen Bewegung. In: Roth R. / Rucht D. (Hg.): Neue soziale Bewegungen in der Bundesrepublik Deutschland. Frankfurt/M.; New York, Campus
- Rasper, M. (2012): Vom Gärtnern in der Stadt – Die neue Landlust zwischen Beton und Asphalt. München, Oekom
- Schulze, G. (2003): Die beste aller Welten. Wohin bewegt sich die Gesellschaft im 21. Jahrhundert? München, Hanser.
- Schwietring, Thomas (2009): Was ist Gesellschaft? Einführung in soziologische Grundbegriffe. Konstanz [u.a.]: UVK-Verlagsges.
- Seidl, I. / Zahrt, A. (Hg.) (2010): Postwachstumsgesellschaft – Konzepte für die Zukunft. Marburg, Metropolis-Verlag
- Siefkes C. (2009): Die Commons der Zukunft – Bausteine für eine commonsbasierte Gesellschaft. In Helfrich, Silke (Hg.): Wem gehört die Welt? Zur Wiederentdeckung der Gemeingüter. München, oekom
- Siefkes, C. (2012): Peer-Produktion – der unerwartete Aufstieg einer commonsbasierten Produktionsweise. In: Helfrich, S./Heinrich-Böll-Stiftung (Hg.): Commons - Für eine neue Politik jenseits von Markt und Staat. Bielefeld, transcript
- Smith, A.(1974): Der Wohlstand der Nationen – eine Untersuchung seiner Natur und seiner Ursachen. München, Beck. Seite 19.
- Werner K. (2011): Eigensinnige Beheimatungen. Gemeinschaftsgärten als Orte des Widerstands gegen die neoliberale Ordnung. In Müller, C. (Hg.): Urban Gardening – Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt. München, oekom. (4. Auflage)

### **Internetquellen:**

- Aldenhoff K.: Ein Gemüsegarten für alle – mitten in der Stadt. In Die Welt, 15.05.13  
<http://www.welt.de/regionales/muenchen/article116206772/Ein-Gemuesegarten-fuer-alle-mitten-in-der-Stadt.html>
- Allwörden, A.: Das Pionierstadion ist lange überschritten. In taz 03.06.2013  
<http://www.taz.de/1/archiv/digitaz/artikel/?ressort=hi&dig=2013%2F06%2F03%2Fa01&cHash=4af716b437c2f39f78d2edc477f987f8>
- Appel D. / Schmaltz A.: Das Pionierstadion ist lange überschritten. taz, 03.06.2013  
<http://www.taz.de/1/archiv/digitaz/artikel/?ressort=hi&dig=2013%2F06%2F03%2Fa0>

[01&cHash=4af716b437c2f39f78d2edc477f987f8](http://www.br.de/fernsehen/bayerisches-fernsehen/sendungen/unkraut/unkraut-natur-stadt-garten-stadtgarten100.html)

Fleckenstein T.: Nürnberger begrünen Industriebrache. BR.de, 06.07.2012  
<http://www.br.de/fernsehen/bayerisches-fernsehen/sendungen/unkraut/unkraut-natur-stadt-garten-stadtgarten100.html>

Fleisch, H.: Wie man mit Tomaten den öffentlichen Raum zurückerobert. In Fokus online, 02.05.2013  
[http://www.focus.de/politik/gastkolumnen/fleisch/phaenomen-urban-gardening-wie-man-sich-mit-tomaten-den-oeffentlichen-raum-zurueckerobert\\_aid\\_976413.html](http://www.focus.de/politik/gastkolumnen/fleisch/phaenomen-urban-gardening-wie-man-sich-mit-tomaten-den-oeffentlichen-raum-zurueckerobert_aid_976413.html)

Hackl, H.: Urban Gardening – Der Mega-Trend auf Balkon und Terrasse“. BR.de, 09.07.2012  
<http://www.br.de/fernsehen/bayerisches-fernsehen/sendungen/unkraut/unkraut-natur-stadt-urban-gardening100.html>

Hirata, J. (2012): Zum systematischen Stellenwert von Wirtschaftswachstum – Ziel, Mittel oder weder noch?  
[http://www.ratswd.de/download/RatSWD\\_WP\\_2012/RatSWD\\_WP\\_198.pdf](http://www.ratswd.de/download/RatSWD_WP_2012/RatSWD_WP_198.pdf)

Meyer-Renschhausen, E.( ): Urbanes Ackern-Die Rückkehr von Gemüseanbau und Selbstversorgung in den Städten  
<http://www.kritischer-agrarbericht.de/fileadmin/Daten-KAB/KAB-2010/Meyer-Renschh.pdf>

Miegel, M.: Zwischen Ideen und Ideologien. In faz.net. 21.03.2011  
<http://www.faz.net/aktuell/beruf-chance/mein-weg/meinhard-miegel-zwischen-ideen-und-ideologien-1607269.html>

Schröder D.: Urban Farming: Grüner wird's nicht. In Spiegel online, 07. 06.2010  
<http://www.spiegel.de/wirtschaft/soziales/urban-farming-gruener-wird-s-nicht-a-697158.html>

Thalheim, D.: Die Stadtpflanzer kommen: Der Kartoffelacker im Hinterhof?  
In Leipziger Internet Zeitung, 12.04.2012  
<http://www.l-iz.de/Kultur/Lebensart/2012/04/Stadtpflanzer-Kurzawski-und-Hemmpel-im-Interview-41192.html>

Thiele C.: Urban Farming: Bauern hinter Mauern. In Zeit online, 21.10.2011  
<http://www.zeit.de/2011/43/Urban-Farming>

Thomma, N.: “Robert Shaw: früher Regisseur und Videokünstler, heute Gärtner. Eigentlich ging es nur um familienfreundliches Arbeiten – und was kam raus? Ein sehr lässiger Kneipengarten mit Kollektivbewirtung“ in SZ Magazin Heft48/2011  
<http://sz-magazin.sueddeutsche.de/texte/anzeigen/36669>

Waldschmidt, K.: Urban Gardening - Ausflug in den wilden Garten. In Kölner Stadt-Anzeiger, 10.06.2013

<http://www.ksta.de/chorweiler/urban-gardening-ausflug-in-den-wilden-garten,15187566,23213790.html>

Wawatschek V.: Do-it-yourself-Trend - Sehnsucht nach dem Selbstgemachten.  
BR.de, 09.10.2012

<http://www.br.de/themen/kultur/inhalt/gesellschaft/trend-diy-do-it-yourself-100.html>

Wuppertal Institut (Hg): „Welche Rolle können Commons in Transformationsprozessen hin zur Nachhaltigkeit spielen?“. Wuppertal 2012

<http://wupperinst.org/publikationen/details/wi/a/s/ad/1769/>

### **Weitere Internetquellen**

<http://www.socialnet.de/rezensionen/5631>

<http://www.o-pflanzt-is.de/projekt>

<http://blog.commoners.at/commons/was-ist-commoning/>

<http://prinzessinnengarten.net/wir/>

<http://www.oeko-sozial-projekt.de/2011/09/interkulturelle-garten-in-augsburg/>

<http://www.e-politik.de/lesen/artikel/2011/das-neue-wir-gefuehl-im-garten/>

Gemeinsam grün – die Stadt der Zukunft. 20. 02. 2012

<http://www.evidero.de/themen/stadt-der-zukunft>

<http://www.stadtentwicklung.berlin.de/umwelt/stadtgruen/kleingaerten/downloads/Kleingartenbroschuere>

„Swedish Environmental Protection Agency“

<http://www.naturvardsverket.se/de/Miljoarbete-i-samhallet/Miljoarbete-i-Sverige/Uppdelat-efter-omrade/Was-ist-das-Jedermannsrecht/>

**Hinweis:** Alle Internetquellen wurden am 22.06 bzw. 23.06.2013 nochmals aufgerufen.

## **Designprinzipien für gelingendes Gemeingutmanagement**

Diese Prinzipien hat Elinor Ostrom bereits 1990 in einem ihrer Hauptwerke, *Governing the Commons* (dt. *Die Verfassung der Allmende*), veröffentlicht. Sie werden seit Jahrzehnten weiterentwickelt. In ihrer Nobelpreisrede stellte sie eine von ihren Studenten Michael Cox, Gwen Arnold und Sergio Villamayor-Tomás präzisierende Fassung vor, die hier stichpunktartig wiedergegeben wird:

### **1. Grenzen**

Es existieren klare und lokal akzeptierte Grenzen zwischen legitimen Nutzern und Nicht-Nutzungsberechtigten.<sup>3</sup>

Es existieren klare Grenzen zwischen einem spezifischen Gemeinressourcensystem und einem größeren sozio-ökologischen System.

### **2. Kongruenz**

Die Regeln für die Aneignung und Reproduktion einer Ressource entsprechen den örtlichen und den kulturellen Bedingungen.

Aneignungs- und Bereitstellungsregeln sind aufeinander abgestimmt; die Verteilung der Kosten unter den Nutzern ist proportional zur Verteilung des Nutzens.

### **3. Gemeinschaftliche Entscheidungen**

Die meisten Personen, die von einem Ressourcensystem betroffen sind, können an Entscheidungen zur Bestimmung und Änderung der Nutzungsregeln teilnehmen (auch wenn viele diese Möglichkeit nicht wahrnehmen).

### **4. Monitoring der Nutzer und der Ressource**

Es muss ausreichend Kontrolle über Ressourcen geben, um Regelverstößen vorbeugen zu können. Personen, die mit der Überwachung der Ressource und deren Aneignung betraut sind, müssen selbst Nutzer oder den Nutzern rechenschaftspflichtig sein.

### **5. Abgestufte Sanktionen**

Verhängte Sanktionen sollen in einem vernünftigen Verhältnis zum verursachten Problem stehen. Die Bestrafung von Regelverletzungen beginnt auf niedrigem Niveau und verschärft sich, wenn Nutzer eine Regel mehrfach verletzen.

### **6. Konfliktlösungsmechanismen**

Konfliktlösungsmechanismen müssen schnell, günstig und direkt sein. Es gibt lokale Räume für die Lösung von Konflikten zwischen Nutzern sowie zwischen Nutzern und Behörden [z.B. Mediation – S.H.].

**3** | Diese schließt auch die ultimative Drohung eines möglichen Ausschlusses bei schädlichem Verhalten ein (M.B.).

**7. Anerkennung**  
 Es ist ein Mindestmaß staatlicher Anerkennung des Rechtes der Nutzer erforderlich, ihre eigenen Regeln zu bestimmen.

**8. Eingebettete Institutionen (für große Ressourcensysteme)**  
 Wenn eine Gemeinressource eng mit einem großen Ressourcensystem verbunden ist, sind Governancestrukturen auf mehreren Ebenen miteinander »verschachtelt« (Polyzentrische Governance) [zum Beispiel: selbstorganisierte Gruppen/Vereine → Kommunalverwaltung → regional vernetzte Institutionen → überregionale, nicht-staatliche oder staatliche Strukturen – S.H.].

*Silke Helfrich nach: Elinor Ostrom 2009*

Abbildung 4/ Anhang: Designprinzipien für gelingende Gemeingüter<sup>172</sup>

Abbildung 2  
 Verschiedene Typen von Vereinigungen

|                    | primär                | sekundär  | tertiär  |
|--------------------|-----------------------|---|--|
| formalisiert       | Familien<br>Verwandte | Vereine, in denen das Engagement der Mitglieder i. d. Regel über die Beitragszahlung hinausgeht | Verbände<br>Firmen   |
| nicht formalisiert | Clans                 | neue soziale Bewegungen<br>Nachbarschaften/Wohnbezirke<br><br>informelle Netzwerke              | abgeleitete Assoziationsmuster, z. B. auch für Nichtmitglieder offene Veranstaltungen in Gemeindehäusern |

426

Abbildung 5/ Anhang: Tabelle - primäre/sekundäre/tertiäre Vereinigungen<sup>173</sup>

<sup>172</sup> Beckenkamp: 2012: Seite 53f

<sup>173</sup> Offe / Fuchs S: 2001: Seite 426